

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XII. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1932

Heft 2

Es wird auch diese Zeit . . .

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkündigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmsten Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunklen Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flamme, worin die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert.

Jean Paul.

Fäuste, Hirne, Herzen.

Zwei Ausschnitte aus einem Roman*.

Von Wolf Justin Hartmann.

Wolf Justin Hartmann stammt aus Franken; anlässlich einer Novelle trat er mit uns in Verbindung. So wie der Brief war, den er damals aus dem Urwald von Missiones schrieb, so ist der Verfasser dieses Briefes selbst, so ist das Buch, das nun vor dem Leser liegt. Denn Krieg und Gefangenschaft und Revolution, die Hörsäle der Universitäten, Reisen und Abenteuer, Not und Arbeit haben ihm den Stempel aufgedrückt. Er ist ein Typ geworden. Typ einer Generation, die noch fast im Knabenalter stand, als das Schicksal auf sie niederbrach. In ihm sind sie Männer geworden; er ist einer von jenen, die heute mit der Feder für ihre Meinung streiten, wie sie es ehemals als junge Freiwillige mit den Waffen getan.

Vier Jahre Front in Europa und Asien, mehr als ein Jahr hinter dem Stacheldraht in Afrika, Armut, Hunger, Unruhe und Wirren in dem Deutschland, das er wieder fand — wir dürfen füglich behaupten, daß er das Leben kennt. Er ist von ihm ergriffen und durchschüttelt worden, im Guten und im Bösen, er ging ihm nicht aus dem Wege. Er hat sich durchgeschlagen, arbeitete da und dort, vollendete seine Studien, fuhr als Seemann, Schiffsplanen trugen ihn zu fernen Küsten, das Innere Südamerikas hat ihn auf Jahre verschlungen. Und kehrte wieder heim, zu Volk und Vaterland, weil er der Ansicht ist, daß jeder helfen müsse, zu seinem Teil, der guten Willens ist. Wolf Justin Hartmann hat ein Recht darauf, für Ungezählte zu sprechen, die durch die Stürme unserer Zeit, Stürme des Untergangs und Stürme der Geburt, ihre Bahn verfolgen.

(Aus dem Vorwort des Verlages Albert Langen.)

I. Fäuste und Hirne.

„... Wir sind Europäer! Europäer aus Schicksal! Europäer aber auch aus Überzeugung! — Lassen Sie uns daran denken, daß dies ein Ehrentitel für uns alle ist! Eine Auszeichnung! Ein ganz besonderer Rang! Wir wollen nicht vergessen, daß damit auch eine Verpflichtung...“

„Hunnen, Boches, Barbaren haben sie uns genannt! Die jenseits des Rheins und der Vogesen!“

„Kommilitonen!“

„Die jenseits des Kanals! Jenseits der Alpen nicht minder! Frauenschänder! Kindermörder! Leichentresser! Ihre verlogene, heuchlerische Presse! Ausgestoßen aus der Gemeinschaft...“

„Ruhe! Was wollen...! Meine Herren! Ruhe! Ruhe! Weiterreden! Abtreten! Die müssen endlich begreifen, daß...! Ruhe! Schluß! Schluß! Ab — tre — ten!“

„Silentium!“ gellt eine schrille Stimme durch den aufbrausenden Tumult widerstreitender Rufe. Und als hätte dieses lateinische Wort studentischen Kommentars eine irgendwie gewahrte Zauberkraft, als wäre mit ihm das Wirken der Disziplin, altgeübter und williger Unterwerfung, geheimnisvoll verbunden, legt sich mählich der Lärm.

Mit starren Augen blickt der hochgewachsene Mann hinter dem Katheder in die ansteigende Rundung dieses weiten, kuppelgewölbten Raumes, lichtüberflutet auch er wie rechts und links die Reihen der Professoren im feierlichen Ornat, wie all die Tausende von jungen Menschen, die in den Bänken sitzen, in dichtgedrängten Massen die Gänge und Treppen füllen, Kopf an Kopf auf den Galerien wie lebendige Mauern stehen.

Stille ist im Auditorium Maximum der Universität.

Eine feine, schlankgliedrige Gelehrtenhand streicht durch die weißen Haare, mähenartig in gebäumten Büscheln umrahmen sie eine verarbeitete, tiefgefurchte Stirn; fast dann die schwere, goldglänzende Kette.

„Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mich reden lassen, weil ich älter bin als Sie. Auch nicht deshalb, weil ich Ihr Rektor bin. Nein! Meine größere Erfahrung brauchen Sie nicht zu achten. Auch nicht mein Ringen um Erkenntnis ein ganzes Leben lang. Und meinethalben auch meine Würde nicht.“ Immer noch umkrampft die Hand die Glieder dieser Kette auf der besamten Brust. „Aber ich verlange, daß ich hier sprechen kann als Akademiker zu Akademikern! Die freie Meinungsäußerung, das Recht der Wissenschaft, das wollen wir uns erhalten. Auch heute! In dieser Zeit! Die Freiheit der Akademie, die wir uns einst erstritten gegen alle Gewalten

in jahrzehntelangem Kampf! Für die begeisterte Kommilitonen auf die Barrikaden stiegen und ihr Blut vergossen! Die Freiheit der Akademie, köstlichstes Erbeil deutscher Hoher Schulen, von Generation zu Generation zu treuen Händen überliefert, die wird...“

„Enden! — Enden vor den Kanonenrohren eines neuen Krieges!“

Über das beifällige Getrappel, das bei seinen Worten den mächtigen Hörsaal durchdröhnte, schwingt der Schrei! Fanfarengleich! Ein zuckender Strahl über blonde und braune Scheitel.

Der Weiskörnige hat sich gereckt; wie eine Warnung, Einhalt gebietende Keule, hängt seine Faust in der Luft.

„Die Kanonenrohre eines neuen Krieges! Ich habe diesen Zwischenruf gehört! Wohlan, meine jungen Freunde! Ich nehme den Zwischenruf auf!“ Bläß ist sein altes Gesicht. „Und hören Sie, was ich Ihnen zu bemerken habe. Es geht Sie an! Es geht Sie am meisten an! Denn Sie, die Jugend unseres Volkes, die Blüte unserer Art, unsere Zukunft und der Glaube und die Hoffnung unseres Geistes, die wird verschlungen werden von dem nahenden Verhängnis! Die zu allererst! Die wird untergehen, heldisch untergehen, ich bin davon überzeugt, aber sinnlos und zwecklos verderben, ohne eine andere Mission erfüllt zu haben als jene eines Opfers, die das Verbrechen und der Wahnsinn eingefordert! Es ist nicht wahr, daß Sie von Ihren Müttern nur zu diesem Tod geboren worden sind, den frevlerische Spieler oder nichtswürdige Narren über Sie verhängen. Es kann Ihre Bestimmung, es darf Ihre Vollendung sich damit nicht erschöpfen! Ich lehne diese Auffassung ab, ich wehre mich gegen ihre Billigkeit. — Ja! Billigkeit, meine Herren! Denn es erscheint mir teurer zu sein, sein Wirken und Schaffen in den Dienst des Volkes zu stellen, um es aus Drangsal und Bedrückung wieder zum Licht zu führen, als mit großen Worten einen Tod zu preisen, der keine Hilfe und keine Rettung bringt, so hehr er auch als Vorbild einer Pflichterfüllung sein mag!“

Hier machte er eine Pause.

Die welken Hände auf das Pult gestützt, verharrt er im summenden Schein, bewegungslos im flutenden Strom der Herzen, die rings um ihn aus Adern und Pulsen pochen. Ihre Augen sind auf ihn gerichtet, leuchtende Stirnen sind ihm zugekehrt, um ihre blutvollen Lippen webt in der Stille das Leben.

„Es kann kein Zweifel sein, daß unsere Lage inmitten dieses aufgewühlten, von fürchterlichen Leidenschaften und Morden heimgesuchten und zerstückten Kontinents eine bedrohliche, ja, eine gefährliche ist! Ich halte es für überflüssig, Sie auf die Entwicklung dieses Unheils in den letzten Jahren hinzuweisen. Sie haben sie ja alle am eigenen Leib gespürt, mit eigenen

* Mit Genehmigung des Verlages Albert Langen, München, dem soeben erschienenen Roman „Fäuste, Hirne, Herzen“ von Wolf Justin Hartmann entnommen. 312 Seiten. Preis in Ganzleinen RM. 5.50.

Deutsches Land.



Schloß Bronbach
im Taubertal.

Lichtbild - Dr. P. Wolff.

Augen verfolgt. Riesenrütteln um uns und Gen-er Unvermögen, unser eigenes Wirtschaftselend, Arbeitslosigkeit, Raumangel und schutzlose Grenzen, gebrochene Versprechen, in den Staub getretene Rechte, Tribute einer Lüge, einer Erpressung sogar, verlorenes Volkstum, Verarmung und Zerküftung, das alles und noch so vieles, was uns die Seele versengt, sind die Erscheinungen, Symptome eines schwer erkrankten Körpers. Fieberschauer über Fieberschauer! Ein Organismus leidet. Eine Ordnung ist erschüttert. Aber es sind nur Symptome! Wir müssen tiefer schürfen! Nicht an der Oberfläche dürfen wir kleben bleiben! Wir müssen wissen, wo der Herd all dieser untragbaren Dinge liegt. Es wäre ein falsches Trachten, einen Zustand beheben zu wollen, der notwendigerweise das Ergebnis einer Besinnung ist, ohne dieses schuldhafteste geistige Prinzip einer Prüfung zu unterziehen. Und allen jenen unter Ihnen, die befangen in der Hingabe an das Materielle die seelischen und geistigen Elemente menschlicher Schicksalsbildung leugnen: zu müssen verneinen, sei gesagt: Der Geist schafft sich die Form! Der Geist ist Inhalt, Wesen, ist Geburt, Aufbau und Niederbruch des Stofflichen auf Erden. Und wenn der Geist Europas in den Völkern erlischt, wenn das Bewußtsein europäischer Verbundenheit in den Nationen überdeckt wird von den beschränkten, kleinlichen Instinkten

einer Selbstsucht, die nur an sich denkt und nichts sonst gelten läßt und ohne Sinn für größere Zusammenhänge eigenen Vorteil erstrebt, dann freilich wird Europa, werden wir alle von den Pyrenäen bis zur Weichsel einer neuen, unvorstellbar grauenhaften Katastrophe wie Schlachtvieh entgegenwanken!

Wer bezweifeln wollte, daß das, was man Gesittung nennen kann, das Ergebnis nämlich einer Arbeit am einzelnen wie an der Gesellschaft, durch eine Zeit der Verzweiflung und finsterner Gewalten zunichte gemacht werden soll, den werden die Begebenheiten, die sich vor uns, in unserer Mitte, soeben vollzogen haben, leicht eines anderen belehren! Studenten, die im Austrag weltanschaulicher Gegensätze sich an den Kragen fahnen, anscheinend in der Meinung, daß jener, der den anderen niederschlägt, recht hat, weil er in diesem Falle zufällig der Stärkere war, Studenten, denen die Achtung vor der ehrlichen Ansicht des Nächsten, der Respekt vor einer Überzeugung verlorengegangen ist, Studenten, die nicht mehr die Fähigkeit besitzen, einen Gegner durch besseres Wissen, schärfere Logik, klarere Erkenntnis überwinden zu wollen, die in dem Widersacher den persönlichen Feind erblicken, den man mundtot macht, indem man ihn niederbrüllt oder zu Boden wirft, Studenten, die vergessen, daß sie Studenten sind, die sind symbolisch für eine Gegenwart, der die innere Einstellung mangelt



Lichtbild: Dr. P. Wolff.

Deutsches Land. Das „Deutsche Eck“ bei Koblenz.

und das äußere Verhalten auf Grund einer Zucht, auf Grund eines Erinnerns, was man sich schuldig ist! Und was wir brauchen, wenn wir einen Weg . . .“

„Und wer trägt an allem die Schuld? — Gewissenlose, erbärmliche Verhehung!“

Eine Handbewegung, die von der Kette gegen die Hörer ruckte, hat neu anhebende Unruhe wie im Keime erstickt. Ein unmerkliches Lächeln huscht um seinen Mund.

„Ich danke Ihnen, Herr Kommilitone, für das Stichwort, das Sie mir gegeben haben! Ich danke aber auch dem Auditorium für die Selbstbeherrschung, mit der es meinen wenig angenehmen, wenn auch nabeliegenden Ausführungen folgte; es hat mich nach dem Vorhergegangenen erfreulich überrascht. — Ja! Meine Herren! Wer trägt an allem die Schuld? Wirklich wohlfeil wäre es, hier nur von Verhehung zu sprechen! Denn es ist offensichtlich, daß jene weiterblickenden oder mehr als andere den Unzulänglichkeiten ihrer Lage ausgesetzten Menschen, die man so gern gemeinhin Hezer nennt, nicht existieren könnten, wenn Umstände und Verhältnisse nicht irgendwie reformbedürftig wären! Sie hätten gar keinen Anlaß von Belang, Sturm zu laufen gegen das Bestehende! Und wollten sie es tun, aus Zwecken der Demagogie oder persönlicher Eitelkeiten und Vorteile willen, wo bliebe der Widerhall, der dieses Treiben vorwärtstragen könnte, der ihnen eine Basis würde, breit und stark genug, Erfolge zu zeitigen? — Nein, meine jungen Freunde! Mit einem Schlagwort kommen wir nicht weiter. Es gäbe keine sogenannte Heze in breitesten Schichten unseres gequälten Volkes, wäre kein Boden, wäre kein Erdreich vorhanden, aus dem sie ihre Säfte moralisch bereichernde Kraft zu ziehen weiß. Es wäre nicht möglich, daß diese sogenannte Heze über den wenig bedeut-

samen Kreis geborener Nörgler und Unzufriedener hinaus mit wachsendem Umfang eine Gesamtheit ergreift. Eine Gesamtheit anerkannt friedlicher, geduldiger und gefügiger Menschen. Dieses deutsche Volk hat in der Geschichte genügend Proben seiner Langmut abgelegt! Es ist erhaben über jeden Vorwurf, Störenfried zu sein, sich und die Nachbarn leichtfertigerweise in die Wirrnisse internationaler Zusammenstöße zu stürzen! Es hat jahrhundertlang die Macht der Fürsten und der Kirche beflissen auf sich genommen. Es ist nicht revolutionär wie andere, nicht aus Blut und Temperament, nicht aus Veranlagung, nicht um des Umsturzes willen, es will seine Ruhe und seinen Frieden haben, wirken und werken. Aber es will leben! Und wenn heute durch die Massen ein gewaltiges Sehnen geht, wenn sie die Ohren öffnen tausend und aber tausend Zungen, die ihnen eine Zukunft prophezeien, besser und lichter, würdiger und schöner, als sie die bisherige Ordnung verbürgt, dann muß dafür auch ein Bedürfnis herrschen! Dann muß was faul in dieser Ordnung, dann muß was faul in unserer Gesellschaft sein! Dann muß . . .“

Mit hochgebreiteten Händen verschafft er sich wieder Gehör. Ja! Donnerndes Gepolter, das aus den Bankreihen schwillt, Händeklatschen, aufbrausendes Geräusch der wimmelnden Galerien!

„Dann muß aber auch auf unserem Kontinent eine Geistesverfassung obwalten, die Zustände ermöglicht, denen wir einfach nicht mehr gewachsen sind! Die über uns Herr zu werden drohen, uns zerschlagen oder zerreißen wollen! Sichtbarer denn je erweist sich heute die Lüge, daß wir unabhängig von Europa und ohne Rücksicht auf eine uns allseits umschließende und bis in unsere Reihen andauernd wirkende Gesinnung unser Haus errichten, unser Leben gestalten, unsere Zukunft vor-



Lichtbild: Dr. P. Wolff.

Deutsches Land. Rheinbrücke bei Konstanz.

bereiten könnten! Es ist eine Lüge, meine jungen Freunde! Und wenn es als Heße gilt, sich aufzulehnen gegen diese stets deutlichere Zerstörung, gegen jede Abkehr von Notwendigkeiten, die nicht etwa nur für das deutsche Volk, sondern für das Wohl der europäischen Gesamtheit dringlich und unabwiesbar sind, wenn es Heße sein soll, anzugehen gegen einen Stumpfsinn, der sich aus der Verkettung jenes letzten politischen Bankrottes der Nationen nicht zu befreien vermag, dann bin auch ich ein Heßer, ich, Ihr Rektor, bin es bewußt und bin auch stolz darauf!"

Der Alte schöpfte Atem, trank ein paar Schluck aus dem Wasserglas auf dem Pult.

Wie eine feinhauchige Wolke liegt über den Köpfen die Spannung, voll und geladen, bereit sich zu entzünden beim ersten Funkenflug.

"Sib acht! Er führt sie aufs Glatteis! Er ist ein großer Fuchs!" murmelt ein Student zu seinem Nebenmann.

"Wir, unser Land und Volk, Deutschland ist das Herz des Kontinents!" klang es vom Katheder mit erhöhter Stimme weiter. "Die Welt muß es wissen und hören, ob sie es wahr haben will oder nicht. Was aus uns wird, ist für alle, die sich heute noch Europa zugehörig fühlen, von entscheidender Wichtigkeit! Wohin uns das Schicksal rückt, zum Leben oder zum Tode, das wird auch Gedeih und Verderb für jene anderen sein! Auf Gedeih und Verderb sind sie mit uns, sind wir mit ihnen verbunden! Und unlöslich ist unser Geschick vom Geschick des Kontinents. Es wird sich zum Guten wenden, wenn das, was ich das europäische Bewußtsein nennen möchte, in uns allen lebendig bleibt. Es wird sich in Blut und Gas, im Weitschrei chawinistischer Verirrungen und Verrohungen zur Trümmerstätte unseres Daseins wandeln, wenn wir tatenlos

die Mächte der Vernichtung ihr Werk vollenden lassen! Dagegen stehe ich auf und erwarte auch von jedem einzelnen von Ihnen, mit mir sich zu erheben! Von jedem einzelnen, der guten Willens ist und fähig, eine Verantwortung zu tragen! Vor sich und seinem Volk! Vor einer Welt, die der Gesittung und dem Fortschritt dienen soll! Bestimmt, einer höher entwickelten Menschheit Glück und Freude zu bescheren!

II. Herzen.

Eigentümlich hast du dich entwickelt, Gerhard! Eigentümlich in diesen Jahren, da ich fern von euch war."

"Es wird nicht das Letzte sein, was dir in Deutschland eigentümlich vorkommt. Du solltest die Absicht, die ich mit unserem Gespräch verfolge, anerkennen!"

"Welche Absicht?"

"Dich damit vertraut zu machen, daß auch an uns Jüngeren diese vierjährige, barbarische Mezelei nicht spurlos vorüberging. Denn wir sind anders geworden. Auch uns hat der Krieg in seine Fänge genommen, hat uns durchflammt und geformt, genau so wie euch in den Gräben. Nur haben wir ihn mit unseren Augen gesehen, mit unseren ungeschwächten, ungekrübten Augen. Wir haben nicht die Herrlichkeit durchkosten dürfen, von der so viele von euch immer wieder berichten. Die Herrlichkeit des Kameraden und des befreienden Kampfes, des Sturms in Waffen und Adern, des aufjubelnden Sieges oder des erfüllten Mannessterbens! Nein, Wilken, von alledem nichts! Wir sahen nur die Wunden und die Kranken, Verkrüppelte, Zerfetzte und Verrückte, wir sahen den Hunger und die Dunkelheit, frierende Mengen, die ums Essen stehen, wir sahen die Not der Mütter und der Frauen, das tatenlose Warten, die ohnmächtige Verzweiflung, den dumpfen

Schmerz, wir sahen alle Rehrseiten eures unvergleichlichen Opfers, den Schwindel, die Mache, die Verdorbenheit, die Schiebung und das Hohngelächter jener, die sich zu drücken wußten. Denn alles, was in diesem ausgewählten Volk faul und stinkig war, das hat bei uns in der Heimat seine Orgien gefeiert, und die Besten, nicht die Schlechtesten werden vom Krieg verschlungen. — Ich glaube, es ist zwecklos, mit dir darüber zu rechten. Du hast ein anderes Leben gelebt wie ich, ein durchaus anderes. Und aus dem Leben, das uns beschieden wird, erwachsen uns die Kräfte für und wider.“

„Beschieden ist uns beiden, was uns dies alles im Guten wie im Bösen tragen hieß, hier wie dort, bei uns, bei euch dasselbe, beschieden ist uns beiden unser Vaterland!“

„Welches Vaterland? Das der Dynasten und Kirchen? Oder das Vaterland der Arbeit und des Volkes?“

„Du sprichst von Arbeit und Volk!“

„Ich rechne mich zu beiden!“

„Du!“

„Ja! Ich!“

„Der auf das Kapital und seine Methoden setzt! — Du scheinst noch nicht zu wissen, daß das dringlichste Problem jenes der Ausbeuter und der Ausgebeuteten ist! Hier wie überall!“

„Und du scheinst nicht zu wissen, was es heißt, dafür arbeiten, daß das Volk noch zu leben vermag und nicht verreckt am Hunger oder sich in einem Bürgerkrieg gegenseitig zerfleischt. — Das ist in meinen Augen das dringlichste Problem; und wenn du etwas heimischer geworden bist bei uns, dann wirst auch du es erkennen.“

„Kinder! Kinder! Ich bitte euch! Mäßigt euch! Euer Hader und Streit, so nehmt doch wenigstens Rücksicht auf eure alte Mutter!“ Es sitzt die Frau zwischen beiden, sitzt und hebt ihre Hände, gütig und trostbereit, die Falten glätten möchten, zwischen mit sanftem Gleiten über heftige Augen, die sich breiten möchten über die Pfade ihrer großen, widerspruchsvollen Söhne, gleich, ob es Jirpfade sind, ob Dornen und spitze Steine auch das Gewebe ihrer Haut verletzen könnten. Mutterhände! Sie sind durchdrungen von Sonne!

„Komm, Wilken! Mama soll sich nicht grämen! — Alter Junge! Du bist ja, glaub ich, ein bißchen hart und wild im russischen Wald geworden. Wir werden uns schon vertragen!“ Er gibt sich alle Mühe, lächelt, klopft ihm auf die Schulter. „Wir werden uns erst wieder zusammengewöhnen müssen. Ich bin ja auch nicht mehr der, der ich war, als du von uns gingst. Nein! Wirklich nicht! — Was ist das für ein Morgen! Wir sind ja im besten Zuge, uns auseinanderzusetzen, wie wir die Welt . . .“

„Es ist nicht schade, Gerhard. Es ist nicht schade darum. Es wäre ja doch gekommen. Wir haben dasselbe Blut, wir haben doch auch dasselbe Vaterland. Wir wollen uns klar darüber werden, was wir wollen, jeder für sich, dann nützen wir ihm am meisten.“

„Sicher meint ihr dasselbe und könnt euch nur nicht verstehen, weil ihr es beide so ganz verschieden seht.“

„Das Vaterland ist da, wo jeder meines Volkes, der wirken und schaffen will, auch eine Arbeit findet, die ihn ernährt und glücklich macht und froh! So wünsch' ich es, so stelle ich es mir vor.“ Schnell hat er es gesprochen, hängt mit gespannten Augen an dem anderen. Durch den engen, lautlosen Kreis schwingen und verebben halbverwehte Klänge.

„Vielleicht bist du wirklich nur ein reiner Tor. — Ein Idealist, nicht mehr, nicht weniger. Und bist dir gar nicht bewußt, daß zwischen Arbeit und Arbeit ein großer Unterschied sein kann, zum Nutzen wie zum Schaden der Gesamtheit. Wir wollen es für heute dabei bewenden lassen. — Aber wenn ich könnte, wie ich wollte, wenn ich die Mittel hätte, Gerhard, ich möchte Vater aus der Souville-Schlucht holen, ich wollte ihn dort begraben, wo er hingehörte, wo er zu Hause war sein ganzes

Leben lang. Da sollte er ruhen, da sollte er zerfallen und wieder zu Erde werden. — Gerhard! Ich habe drüben, in Asien, jenseits des Urals, ich habe erkannt, was deutsche Erde ist, ich habe nach ihr geschrien und gestöhnt, ich, ich! Nach ihr und ihren Menschen. Gerhard! Ich habe gebetet nach dieser deutschen Erde! — Ich weiß davon, das Vaterland, es ist nicht nur Glück und Freude, es ist auch Schmerz und Leid. Nie lieben wir es mit einer heißeren Liebe, als wenn wir mit zornigen Tritten durch seine Furchen gehen!“

Aufatmend hält er inne. Dann huscht es wie ein Lächeln über sein dunkles Gesicht.

„Aber es ist das Land, unserer Väter Land“, stockend beginnt er wieder, „in dem wir als Kinder spielten, das unsere Kraft, Mühsal und Lust aus Mannesjahren trinkt, und das uns birgt, wenn wir es düngen für eine neue Saat. Wir sind doch nur Gewächse eines Bodens, und unsere Väter brachen uns die Schollen, wie wir die Schollen brechen für die Späteren; und sei es in Fabrik und Werkstatt auch. — Denn unsere Zeit ist unnatürlich geworden, wir denken zu selten daran, daß Geld und die Maschinen, die Riesenstädte und die Zivilisation uns alle entfittlicht und verwüstet haben. Uns und unsere Kultur, die nicht von gelehrten Stuben, die von den Krumen und Gräsern, aus Baum und Rinnsal und Stein, die aus dem Herzen quillt! Und aus einem gläubigen Verlangen nach des Bodens Tiefe und nach der Höhe der Wolken. — Und deshalb würde ich ihn holen und nur aus diesem Grunde, daß es ihm nicht so geht wie mir bei Panlodarnskow in der Steppe.“

In ihr Schweigen fällt eine Melodie, deutlicher ist sie zu hören.

„Es sind auch die Jünglinge und Männer jenseits der Vogesen verscharrt in diesem Grab“, sagt der andere leise dagegen, „in einem Massengrab; oft liegen sie Seite an Seite. Auch das französische Volk hat für seine Erde gekämpft, nicht anders wie das deutsche.“

„Ich weiß es, Gerhard, ich werde es nie bestreiten.“

„Auch sie haben gelitten und haben sich geopfert und eine Weihe empfangen, haben sich hingeworfen mit ihren zuckenden Leibern und grauenerfüllten Herzen auf diese dampfende Erde, haben mit verkrampten Händen und knirschenden Zähnen gewühlt in ihrem Schoß, wenn der Tod sie packte. Und die Tränen der Mütter haben das gleiche Gewicht in den Schalen gegenseitiger Vernichtung, hier wie dort, es war dasselbe Naß, das durch die Jahre floss.“

„Warum sagst du das alles?“

„Weil ich glaube, daß dort, wo man die Blüte zweier Völker mit frevelnden Händen brach, daß dort, wo im Getöse entfesselter Gewalten die Zukunft Europas versank, daß dort ein Platz für jeden einzelnen ist, der aus dem Urraum menschlichen Werdens stieg. Weil er sich geborgen weiß inmitten eines Heeres verblaster Kameraden. Denn das sind sie doch alle gewesen, so leidenschaftlich sie sich auch bekriegten. Es ist ein besonderer Platz, es gibt keinen hehreren als diese heiligen Felder, ein Friedhof, wenn du willst: ein Gottesacker; der Zeugnis ablegt von dem argen Irrtum eines Kontinents, der sich verstricken ließ in Unzulänglichkeiten, in Raffgier, Dünkel und Stumpfsinn! Er hat dafür gesühnt mit seinem kostbarsten Blut. Das der Idee des Volkes, der Erde und der Heimat diente, weil es gutgläubig war. Und bereit, sich zu vergießen.“

Blas ist der Junge geworden, hochaufgerichtet steht er am schwarzbeglänzten Flügel, und bebend vor Erregung fährt er fort: „Das ist für mich die Souville-Schlucht. Ist unseres Vaters Grab. Und ist doch noch viel mehr! Ist ein Vermächtnis für uns. Ein Vermächtnis grauer, lehmbekrusteter Mahner und Gestalter, Schöpfer eines neuen Geistes, der aus dem Bewissen und aus der Sittlichkeit Europas kommt, aus menschlichem Empfinden, der großartigen Erhabenheit des Gesetzes über die Willkür und der Ordnung über das Chaos!“



Kaiser-Friedrich-Museum, Magdeburg.

Der Versuch mit den Magdeburger Halbkugeln.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

Besuch bei Otto von Guericke in Magdeburg im Jahre 1663.

Nach den Tagebuchblättern des Herrn von Monconys aus dem Französischen übertragen
von D. Leichmann.

Ein Stück deutscher Kultur- und Sittengeschichte aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts spiegelt sich in den nachstehenden „Tagebuchblättern“ wider, die ein Zufall der unverdienten Vergessenheit entzogen hat; unverdient deswegen, weil es sich hier tatsächlich um ein Werk handelt, das, um die Worte des Übersetzers zu wiederholen, „für die Geschichte vieler deutscher Landschaften und Städte von außerordentlichem Werte ist“. Wir bringen vorläufig den Tagebuchbericht über den „Besuch bei Otto Guericke“ und werden voraussichtlich später noch einige andere interessante Ausschnitte bringen.

(Nachdruck verboten.)

Als der Herzog von Chevreuse — der Sohn des Herzogs von Lunnys, des letzten Connétable von Frankreich, und seiner Gattin Marie de Rohan, die unter dem Namen Herzogin von Chevreuse als rühmtestes und gefährlichstes Mitglied der Fronde des großen Condé in der Geschichte bekannt ist —, seinen Sohn, den Enkel der Herzogin, im Jahre 1663 seine Kavalierreise durch Europa — England, die Niederlande, Deutschland und Italien — machen ließ, bat er den gelehrten, erfahrenen und berühmten französischen Reisenden, Herrn von Monconys, den jungen, gerade siebzehn Jahre alten Herzog auf dieser Reise zu begleiten.

Herr von Monconys hatte in Salamanca studiert, hatte dann Reisen durch ein gut Stück der damals bekannten „Welt“ gemacht, war in Italien, in Ägypten, in Syrien und Anatolien gewesen, hatte Konstantinopel und Jerusalem gesehen und

wollte gerade zu den Indern und nach China, als sein alter Herr, ein hoher Beamter in Lyon, ihm einen Strich dadurch machte, indem er ihn nach Hause rief und ihm die Charge eines Conseiller besorgte. Doch hinderte das den Herrn Rat nicht, auch weiterhin seiner Reiseflust nachzugeben, zumal er sogar diplomatische Aufträge, z. B. zu Verhandlungen mit dem päpstlichen Hof in Rom, erhielt, die er mit großem Geschick erledigte. Überall, wo er auch weilte, führte er genau Tagebuch. Mit großer Beobachtungsgabe machte er sich Notizen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche; sein Gedächtnis auch für kleine und kleinste Einzelheiten war bewundernswert scharf. Immer und überall bemühte er sich nicht nur um die oberflächliche Bekanntschaft hochgestellter Personen, Fürsten, Gelehrter, Künstler, sondern er war ehrlich und unermüdlich bestrebt, sein Wissen positiv und

bleibend zu bereichern. Allerdings, seine naturwissenschaftlichen Ausführungen und Kenntnisse kommen uns Heutigen oft sehr primitiv vor; wir lächeln, wenn er in seiner Neigung zu okkulten Wissenschaften mit heißem Bemühen die Spuren der Philosophie des Trismegistos und des Zoroaster sucht, wenn er sich wegen seiner Geschicklichkeit, Horoskope zu stellen, von seinen Zeitgenossen bewundern läßt, wenn er ein Perpetuum mobile schildert, wie das, welches ihm der Kommandant von Kassel, Herr von Schort, zeigte, wenn er sich in Regensburg erzählen läßt, daß ein Lübecker Kaufmann aus Blei Gold machen könne und ähnliches mehr; darin war er ein echtes Kind seiner Zeit, wie auch in seiner Leidenschaft, „raretez“ und „curiositez“ aufzustöbern und zu betrachten, wenn es auch nur, wie in Ulm, ein mumifizierter Neger ist oder das Skelett eines Pelikans. Doch hat er auch ein großes und echtes Interesse für Bücher und Bibliotheken, für Kunstsammlungen und Altertümer, und seine ehrfurchtsvolle Bewunderung der vier Evangelisten „d'Alberture“, von Albrecht Dürer, deren Kopie er in Nürnberg sah, stellt seinem Gefühl und Geschmack in künstlerischen Dingen das beste Zeugnis aus. Daß er als Barockmensch den gotischen und den romanischen Stil für barbarisch hält, muß man ihm verzeihen; große Künstler seiner Zeit dachten und empfanden in diesem Punkte nicht anders.

Sein Stiefpferd, das er unermüdlich ritt, war die Beschäftigung mit Mathematik, Algebra, mit technischen, physikalischen und chemischen Versuchen aller Art; seine Rezepte und Formeln, seine Berechnungen und Versuche sind in einem besonderen Teil seines Reiseverkes dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz gewidmet, den er und der ihn sehr verehrte. Kurz: dem jungen Herzog von Chevreuse konnte man gar keinen besseren und erfahreneren Reisemarschall mitgeben, als diesen anfangs der fünfziger Jahre stehenden, hochgebildeten „Weltreisenden“ und typischen Reisekavalier seiner Zeit, der Zeit Ludwigs XIV.

Alles in allem ist das Reisetagebuch¹ ein wertvolles kulturgeschichtliches Dokument, für uns Deutsche natürlich in erster Linie der Teil, in dem er unter der Überschrift „Voyage d'Allemagne“ unser Vaterland schildert, wie es anderthalb Jahrzehnte nach dem dreißigjährigen Krieg aussah. Zugabe, daß die Tag für Tag eingetragenen Notizen zuweilen etwas trocken und langweilig sind, daß ihm manche Unrichtigkeiten unterlaufen, daß ihm zuweilen das Verständnis für deutsche Art und Sitte fehlt, daß er manchmal etwas voreilig und einseitig urteilt — demgegenüber aber steht der Wert der unmittelbaren persönlichen Empfindung, des fabelhaften Gedächtnisses, des großen Interesses, das er oft kleinen und nebensächlichen Dingen zuwendet, die für uns jedoch gerade besonders wertvoll sind, weil sie als scheinbar gleichgültig und überflüssig von anderen Reisenden der Zeit nicht erwähnt werden. Er schildert nicht nur die großen Städte, sondern auch kleine und kleinste Nester, die er nicht zu nennen vergißt, wobei er die Ortsnamen, wie auch die Personennamen, nach dem Gehör schreibt, was oftmals recht puzige Schreibungen zur Folge hat, die dem Übersetzer viel Kopfzerbrechen und Arbeit machen, manchmal auch gar nicht zu deuten sind. So z. B. meint er unter „Fraguenacen“ Freibhagen im Sauerland, der verstorbene General Pappenheim heißt bei ihm „le feu Papenin“, und aus Hermannstein (heute Ehrenbreitstein) wird „Harmestein“.

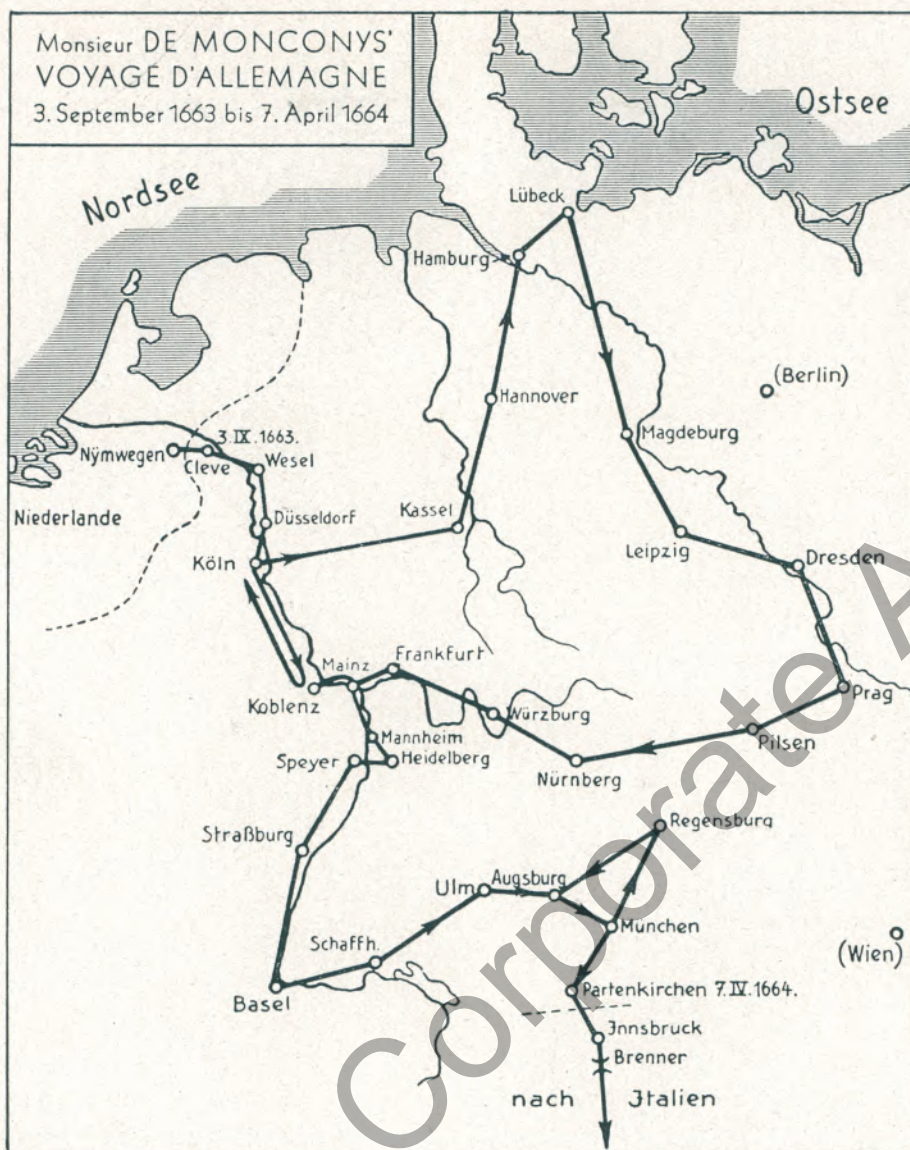
Die entlegensten Gegenden Deutschlands werden von ihm oft mit größter Treffsicherheit in wenig Worten geschildert, wie das wilde Sauerland auf dem viertägigen Ritt von Köln nach Kassel, oder die Lüneburger Heide auf dem Wege

von Travemünde nach Magdeburg. Manche Bilder wirken wie literarische Momentaufnahmen: Auf dem linken Rheinufer zwischen Köln und Koblenz treiben die Rutscher Scherze mit Juden, die man dort viel antrifft, sie hänselt und ärgert, sooft man kann; Ausfällige, die sich nur durch ihre Handknarren bemerkbar machen, betteln die fremde Reisegesellschaft an; „dans la Surlande“ erregen die schmutzigen, elenden Häuser, in denen Stall und Küche in einem einzigen Raum unter einer rußgeschwärzten Balkendecke vereinigt sind, sein Mißfallen; einige kleine Städte öffnen den wegen ihrer zwölf Pferde verdächtigen Reisenden die Tore erst nach langem Parlamentieren, denn man erinnert sich noch der Schrecken und Überfälle des langen Krieges; ja Hildesheim läßt die Gesellschaft bei ihrer Ankunft am Abend überhaupt nicht herein, und so muß jeder sein Gepäck auf die Schulter nehmen und nach dem Posthaus schleppen, das außerhalb der Stadt liegt. Zwischen Northem und Hildesheim sieht man einen Gehetzten am Galgen, und einen Mann und eine Frau, deren abgeschlagenen Köpfe oben auf einem Pfahl aufgespießt sind, auf das Rad geflochten. Aber auch freundlichere Bilder malt er: Bei einer Hochzeit in Köln werden goldene Zweige und Blätter vor dem Hause der Neuvermählten auf die Straße gestreut; in der Gegend von Einbeck und in Hildesheim fallen ihm die seltsamen Schanzzeichen der Wirtschaften auf; seine Audienz bei Kaiser Leopold I. in Regensburg ist ein vorzügliches höfisches Kabinettsstückchen, und wenn er, wie er das sehr häufig tut, die Kleidung der Frauen schildert, so liefert er damit wertvolle Beiträge zur Kostümkunde.

Kreuz und quer geht die Reise der etwa acht bis neun Personen umfassenden Gesellschaft durch unser Vaterland, teils zu Wagen, teils zu Pferde: vom Niederrhein, wo man am 3. September 1663 in Kleve deutschen Boden betrat, bis zum 7. April 1664, wo man bei Partenkirchen auf dem Weg nach Italien mit Überschreitung der bayrisch-tiroler Grenze ihn wieder verläßt. Von Kleve aus wurden die kleinen Festungen am Niederrhein eingehend besichtigt; man trieb en passant ein wenig Espionage, die später dem jungen Herzog zugute gekommen sein mag, als er 1672 bis 1678 den ganzen holländischen Krieg als Kapitänleutnant der Gardeschevaulegers mitmachte. Dann ging's über Düsseldorf nach Köln und Koblenz; von dort wieder nach Köln zurück, durchs Sauerland nach Kassel, von da nach Hildesheim, Hannover, Hamburg und Lübeck. Das war der nördlichste Punkt, der erreicht wurde und von dem aus nun der Weg nach Magdeburg, Leipzig und Dresden führte. Von hier aus ging es zum östlichsten Reiseziel, Prag, dann wieder westwärts über Pilsen nach Nürnberg, über Würzburg nach Frankfurt. Weiter führte der Weg, meist in sehr schnellem Tempo, über Mainz, Heidelburg, Straßburg nach Basel, der südlichsten deutschen — im weitern Sinne — Stadt, dann über Ulm nach Regensburg, Augsburg und München, schließlich über Partenkirchen nach Innsbruck und von da über den Brenner nach Venedig. Übrigens soll noch erwähnt sein, daß der junge Herzog von Italien aus nicht nach Hause reiste, sondern Herrn von Monconys unter herzlichsten Dankesbezeugungen in Bologna verließ, um nach Ungarn zu eilen und auf der Seite der kaiserlichen Armee an der Schlacht bei Sankt Gotthard mit Bravour teilzunehmen, in der Montecuccoli am 1. August 1664 über die Türken siegte.

Es ist ganz unverständlich, daß dieses interessante und für die Geschichte vieler deutschen Landschaften und Städte außerordentlich wichtige Werk derart in Vergessenheit geraten konnte, daß es selbst in den wertvollsten und wissenschaftlich sehr gründlich bearbeiteten deutschen lokalgeschichtlichen Werken unserer Zeit nicht einmal zitiert und daß der Verfasser, Herr von Monconys, selbst in den großen deutschen Konversationslexiken, auch im Larousse und in der Encyclo-

¹ „Journal Des Voyages De Monsieur De Monconys, Conseiller du Roy en ses Conseils d'Etat & Privé, & Lieutenant Criminel au Siege Presidial de Lyon. — Publié par le Sieur de Liergues, son Fils.“ — A Lyon MDCLXV/VI.



Übersichtskarte
der
vollständigen Reise des
Herrn von Monconys
durch Deutschland im
Jahre 1663/64.

paedia Britannica nicht einmal genannt wird. Lediglich Michaud bringt in der französischen „Biographie universelle ancienne et moderne“ eine kurze Lebensbeschreibung von ihm.

Herr von Monconys war bald nach seiner Rückkehr von dieser Reise nach Lyon, wohl letzten Endes infolge der Überanstrengung, erkrankt und am 28. April 1665 gestorben. Sein Sohn übernahm die schwierige Aufgabe, die hinterlassenen Notizen, die sein Vater täglich unterwegs und abends in der Herberge gemacht hatte, zu ordnen. Dabei ist ihm mancher Fehler unterlaufen, teils, weil die Niederschrift des Vaters wohl zuweilen schwer lesbar war, teils weil die Blätter nicht immer in der zeitlichen Reihenfolge der Geschehnisse und der Reiseroute lagen, vielleicht auch, daß einige Notizen verlorengegangen waren, wie dies ausdrücklich bei Magdeburg erwähnt wird. Trotz dem allem bleibt das Buch von großer Bedeutung für uns, weniger als geschichtliches Quellenwerk, als vielmehr als eine rein persönliche, greifbar deutsche Schilderung deutschen Lebens und deutschen Landes zu einer Zeit, die in etwa der unsern ähnlich ist, in der unser Vaterland aus Not und Elend, aus Asche und Trümmern sich langsam wieder aufrichtete, trotzdem ihm noch neue schwere Notzeiten bevorstanden. Und so mag Herrn von Monconys Reisetagebuch uns Heutigen nicht nur interessant, sondern auch lehrreich und trostreich sein, es mag unsere

Hoffnung, unsern Glauben stärken, daß auch diesmal wieder die starken Kräfte unseres Volkes wirksam werden.

*

Magdeburg war zweieunddreißig Jahre vor dem Besuch des Herrn von Monconys durch Tillys Scharen und unglückliche Zufälle in Trümmer gelegt worden. Es war so vollständig zerstört worden, daß außer dem auf ausdrücklichen Befehl des Generals als katholisches Heiligtum verschonten Dom fast buchstäblich kein Stein auf dem andern geblieben und die Mehrzahl der Einwohner dem Mord und den Flammen zum Opfer gefallen war.

Dtto von Guericke, seit 1645 präsiderender Bürgermeister der Stadt, war auch ihr Wiederaufbauer, soweit es in jenen Kriegsjahren möglich war; denn noch siebzehn lange Jahre nach dem Fall der „Herberge der Gerechtigkeit“ war die Kriegsfurie durch die deutschen Lande gerausht.

Er stellte einen Grundriß zum planmäßigen Wiederaufbau der Stadt her mit solch weitausschauendem Blick, daß die Sachleute noch heutigentages bewundernd erklären, er sei damit seiner Zeit mehrere Jahrhunderte vorausgeikht, und bedauern, daß seine Pläne nicht restlos zur Durchführung gekommen sind². Überhaupt hat er der Stadt Magdeburg, in der er 1602 geboren war (er war also zur Zeit des Besuches

² Vgl. Sahm, „D. v. G. als Bürgermeister in Magdeburg“. Verlag Etalling, Oldenburg 1912.

Otto von Guericke.

Nach einem
zeitgenössischen Stich.



Kaiser-Friedrich-Museum, Magdeburg.

der französischen Kavaliere ein Mann von 61 Jahren), außerordentlich große Dienste, auch diplomatischer Art, geleistet, unter anderem auch als ihr Abgesandter beim Friedenskongreß in Osnabrück. Seine Verdienste wurden ihm mit Undank belohnt, so daß er in hohem Alter seine Vaterstadt verließ und fern von ihr 1686 in Hamburg starb.

Weit bekannter, ja in der ganzen Welt berühmt geworden ist er nicht als Verwaltungsmann und Städtebauer, sondern als Physiker. Wer hätte nicht schon in seinen frühen Schuljahren von den „Magdeburger Halbkugeln“ gehört und das alte Bild Merians bewundert, auf dem zu sehen ist, wie eine Unmenge von Pferden sich trotz der hochgeschwungenen Peitschen der Fuhrleute vergebens bemüht, die zusammengefügt und luftleer gemachten beiden Hälften auseinanderzureißen? Gerade dieser Versuch, den er 1654 dem Reichstag zu Regensburg vorführte, hat seinen Namen in aller Welt berühmt gemacht. Aber er war auch der Erfinder der Luftpumpe, der Luftwaage, eines Barometers, und unzählig sind die Apparate, die er herstellte, und die Versuche, die er machte, um die Wissenschaft von der Luft zu fördern, die Eigenschaften der Luft zu erforschen, die Lehre vom luftleeren Raum wissenschaftlich festzulegen, die Geheimnisse des Vakuums zu ergründen und dem Menschen dienstbar zu machen.

Daß Herr von Monconys auf seiner Reise durch Deutschland diesen „Klassiker der exakten Wissenschaften“ besuchen mußte, sich den Genuß, ihn persönlich kennenzulernen, nicht entgehen lassen konnte, ist nach dem, was wir vorher über seine Neigungen gehört, ganz selbstverständlich. Lassen wir nun endlich ihn selbst zu Wort kommen:

„20. (Oktober 1663). Nachdem wir schlecht zu Abend gegessen und noch schlechter auf Stroh genächtigt hatten, brachen wir um 5 Uhr morgens (von Smullan, d. h. Schmölau) auf und legten 4 Meilen zurück, um nach einem kleinen Dorf Melinen³ zu kommen, wo wir zu Mittag aßen bei einem recht großen Bauer, der nur weibliche Arbeitskräfte⁴ hatte. Dort erhielten wir wunderbarerweise Gefochtes⁵ und einige Eier. Um Mittag setzten wir die Reise fort und kamen um 5 Uhr nach der kleinen Stadt Gardeleben (Gardelegen), die dem Herzog von Brandenburg gehört; wir logierten beim Bürgermeister, der lateinisch sprach. Der Weg war während des ganzen Tages durch Heide gegangen oder unbebautes Land, sowie durch mehrere Gehölze von Birken und durch andere von Eichen. Gardeleben bedeutet ‚Gartenlage‘, weil die Stadt von einer Anzahl von Gärten umgeben ist. Wir waren für die Nacht leidlich gut untergebracht.

Am 22. setzten wir um 7 Uhr die Reise fort, waren bis Mittag unterwegs und legten dabei 5 Meilen zurück bis zu einem elenden Dorf namens Gansseguen, d. h. Gansswegen, wo wir nichts zu essen vorfanden, außer schlechtem Brot, frischer Butter und erbärmlichem Bier. Der ganze Weg ging 2 Meilen lang durch Heide und Brachland, die letzten 3 durch einen Wald, an dessen Ausgang dieses Dorf liegt. Um 1 Uhr ging es weiter, und wir machten 3 Meilen durch eine gut bebaute Gegend, in der mehrere Dörfer lagen. Um 5 Uhr kamen wir in Magdeburg an, einer ziemlich großen Stadt, die

³ Mellin.

⁴ „filles“ wird in diesem Falle wohl „weibliche Dienstboten“ bedeuten.

⁵ Unter „de la bouillie“ kann Suppentindfleisch, Muff oder Brei gemeint sein.

... Nach Tisch war ich
mit Monseigneur in
der großen Kirche ...



Der Magdeburger
Dom.

Blick durch das Mittelschiff auf die Kanzel.

Aus: Greifsel
„Der Magdeburger Dom“.)

jedoch noch nicht wieder hergestellt ist von zwei Plünderungen, die sie erlitten hat, die eine durch den Kaiser, der sie eroberte, um die Ermordung des Erzbischofs durch den Pöbel zu rächen, die andere durch den König Gustav von Schweden⁶. Die Stadt gehört gegenwärtig dem Bischof, wie er behauptet; die Bürger hingegen nehmen für sich auf Grund alter Verträge, die keine Geltung mehr haben, die Rechte einer „Freien Stadt“ in Anspruch. Nichtsdestoweniger ist die Stadt abhängig von dem Herzogtum Halberstadt, das gegenwärtig dem Bruder des Herzogs von Sachsen als Bischof von „Alz“ (?) gehört, nach dessen Tode sie dem Kurfürst von Brandenburg zufallen wird⁷.

Als wir dort ankamen, sahen wir Männer und Frauen aus der Kirche kommen, die von einer Beerdigung zurückkehrten. Die Frauen trugen als Kopfschmuck eine ganz mit Marderfell gefütterte Mütze und kleine Mäntelchen von schwarzer Serge über den Schultern, die aber nur bis zu

⁶ Herr von Moncomps ist schlecht unterrichtet, steht natürlich als Katholik auch auf der kaiserlichen Seite. Die Ermordung des Erzbischofs hat schon deshalb gar nichts mit der Zerstörung der Stadt zu tun, weil dieser Mord an Erzbischof Burkard III. bereits im Jahre 1325 erfolgt war. Auch hat Gustav Adolf die Stadt nicht geplündert.

⁷ Es kann hier nicht auf die komplizierten politischen und städtischen Verhältnisse, auf den Jahrhunderte alten Streit zwischen den Bischöfen und den Bürgern eingegangen werden, doch mag erwähnt sein, daß Otto von Guericke unter seinen Forderungen vor dem Friedenskongreß zu Osnabrück auch die beiden aufstellte: Erneuerung der Privilegien Kaiser Ottos des Großen vom Jahre 940 und Bestätigung der Reichsfreiheit.

deren Rand reichen. Sie bestehen aus drei Stücken; zwei davon sind auf jeder Schulter aufrecht stehend ausgebreitet wie Schmetterlingsflügel, das dritte Teil bildet das Halsstück und breitet sich bis zu zwei Finger Breite vom untern Rand des Mäntelchens aus. Dieses ist ganz gefältelt, obgleich die drei Stücke eins sind und steif, als ob sie aus Pappe wären. Die andern Frauen, die wir in ihren Wohnungen sahen, trugen ein etwa drei Finger breites Stirnband von schwarzer Seide mit Spitzen ganz nahe über den Augenbrauen und ein schwarzes Tuch um den Hals, das hinten auf den Rücken herabfällt.

Es gibt eine recht große Straße, wo man zu bauen beginnt. Die Stadt ist schlecht befestigt, doch hat sie ein sehr gutes Hörnerwerk mit Sturmpfählen vor dem Tore.

Am 22. machte ich morgens einen Besuch bei Herrn Otho Gerike in seinem Hause, dem Bürgermeister der Stadt und großen Gelehrten in der Wissenschaft von der Luft.

Ich sah eine Unmenge von Hohlgefäßen, die dazu dienen, die elastische Kraft der Luft zu demonstrieren. Darunter befanden sich zwei Halbkugeln aus Kupfer, die 30 Pferde nicht auseinanderziehen können, wenn die Luft aus ihnen herausgepumpt ist⁸. — Er hatte auch eine andere Kugel, die in der Luft hing, den Hals nach unten. Wenn man mit dieser eine viereckige Glasflasche in Verbindung brachte und die Hähne öffnete, so zerbrach sie, aber wenn die Flasche

⁸ In der Pariser Ausgabe des Journal von 1695 ist eine schlechte Abbildung der Hohlkugeln entfalten, sowie eines andern Apparates.

... Hinter dem Abschluß des Hauptaltars liegt das Grabmal der Gemahlin des Kaisers Otto . . .



Grab der Königin Editha.

Aus:
Greifsel „Der Magdeburger Dom“.

rund war, zerbrach sie nicht. Und wenn man dort die Hand hinhielt, so glitt sie mit Heftigkeit hinein. Mit diesem Instrument, das an einem Balancierarm aufgehängt ist, wiegt er die Luft. — Er führt mit diesem Instrument auch folgenden Versuch vor: er verbindet mit ihm ein anderes, mit Luft gefülltes Gefäß und dreht den Hahn des luftleeren auf; in demselben Maße, in dem die Luft aus dem luftgefüllten mit Macht in das luftleere hineinströmt, bilden sich in dem luftgefüllten viele Dämpfe. Er schließt daraus, die Winde entstünden dadurch, daß die obere Luft sich verdünne und dort die sonst mit ihr vermischten Wasserteilchen absehe, die sich sodann wieder vereinigen und die Regenwolken bilden. — Er macht das Experiment des luftleeren Raumes in demselben Wasser vermittle einer Glasröhre, die an einem Ende hermetisch verschlossen ist. Diese führt er in eine lange Retorte hinein und verbindet sie dicht mit deren Hals, damit keine Luft eindringt, als nur durch eine Röhre, die sich im Abschluß befindet und mit einem Hahn versehen ist. Dann zieht er alle Luft aus diesem Instrument und läßt genügend Wasser dorthinein, um die Mündung der Röhre 4 Finger hoch zu bedecken. Dann, nachdem er den Hahn gut geschlossen hat, bringt er das Instrument in eine Lage, in der das Rohr fast senkrecht steht, immer voll Wasser und sein offenes Ende 4 Finger tief in Wasser getaucht ist, so daß keinerlei Luft eindringen kann: nichtsdestoweniger leert sich in dem Moment die wassergefüllte Röhre, wenn sie vollkommen senkrecht steht. Dadurch behauptet er, besser

das Leere (das Vacuum) demonstrieren zu können, als durch den Versuch Torricellis⁹.

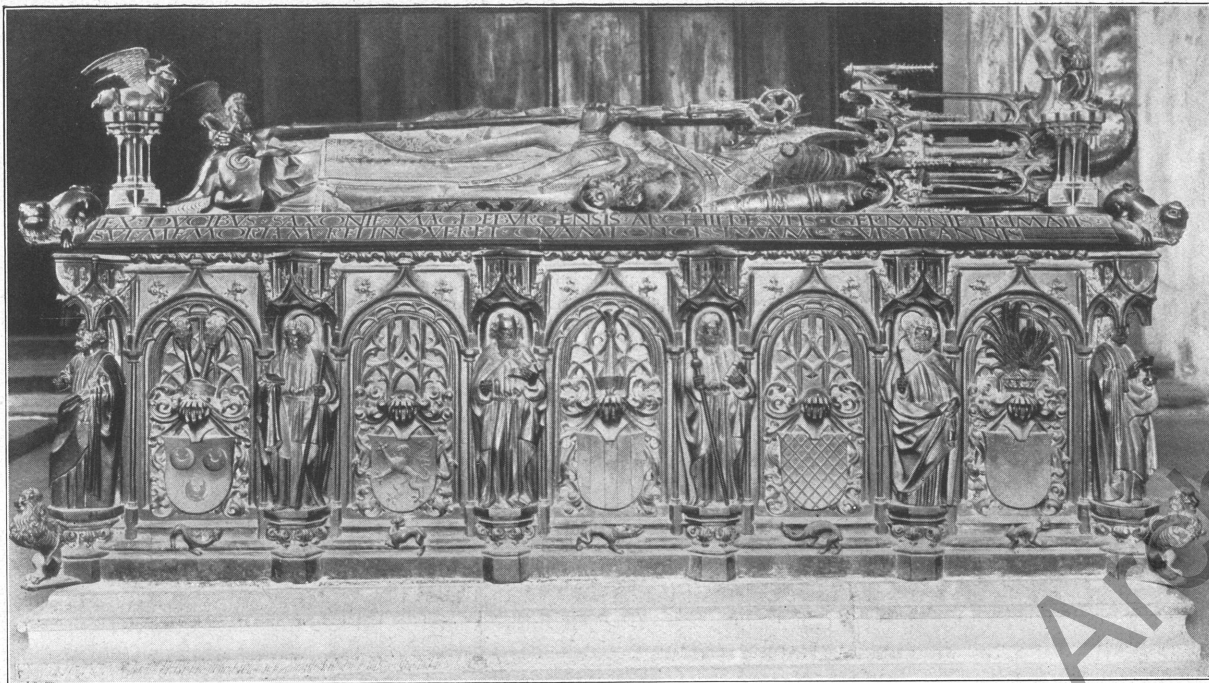
Er ist der Ansicht, daß die Erde ständig alle Dinge anzieht. Um das zu beweisen, hat er eine Kugel von $\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser aus neun Mineralien hergestellt, wie er mir sagte. Diese Kugel ist von gelber Farbe und sieht aus, als ob sie aus poliertem Kitt bestünde¹⁰. Wenn sie ein wenig gerieben wird, zieht sie kleine Blättchen von Hülsenfrüchten¹¹ und Flaumfedern an. Es ist lustig, wenn die Kugel diese Federn anzieht, dann sie zurückfallen läßt, sie wieder anzieht und wieder fallen läßt, und zwar fortgesetzt und unaufhörlich.

Auf dieselbe Weise führt er noch die Kraft der Anziehung des Mondes und der Opposition vor durch eine viel kleinere Kugel aus demselben Material, die diese Flaumfeder immer im gleichen Abstand durch die Luft führt, nach welcher Richtung er will, und immer dreht sich dieselbe Seite der Feder nach der Kugel hin. Aber sobald er eine Faser der Feder der Kugel nahebringt, verbindet sie sich mit ihr und trennt sich nicht mehr davon, indem sie daran haften bleibt wie leblos und ganz zu einem kleinen Knäuel zusammenschrumpft.

⁹ Gestorben 1647 zu Florenz, Erfinder des Barometers, der Torricellischen Röhre. De Moncomys hatte diesen berühmten Philosophen und Mathematiker noch im Jahre vor dessen Tode in Florenz persönlich kennengelernt und sein Laboratorium besucht. Er schildert dies in seiner „Premier voyage d'Italie“ eingehend.

¹⁰ Ciment = Harzkitt.

¹¹ Gemeint ist wohl Pflanzenmark.



... In der Tiefe des Schiffes befindet sich das Grabmal eines Erzbischofs aus dem Hause Sachsen . .
 Grabmal des Erzbischofs Ernst von Peter Vischer.
 (Aus: Greischel „Der Magdeburger Dom“.)

Er sagte mir, daß, wenn er die Feder nahe an ein Licht führe, sie diesem — was er auch tun möge — niemals so nahe käme, daß sie verbrenne, im Gegenteil, sie verbände sich wieder mit der Kugel.

Er besitzt auch ein besonderes Thermometer¹², ein kleines Männchen aus Holz, das sich in einer luftleeren Glasröhre befindet; von dieser steckt ein Zeil in einer Hülse, die verhindert, daß man sehen kann, ob irgendeine Flüssigkeit darin ist. Er sagte mir jedoch, daß keine darin wäre und das ganze Kunststück bestehe in der Materie, welche die Holzfigur trägt, die frei in der Röhre schwebt und bewirkt, daß diese Figur über einen von außen aufgemalten Kreis steigt, wenn es schönes Wetter wird, und wenn es Regen gibt, wie es gerade an diesem Tage der Fall war, dann sinkt die Figur (oder ihre Hand, die als Zeiger dient,) herab unter den Rand des Kreises, wo mehrere Punkte markiert sind; wenn es Sturm gibt, so sinkt sie bis auf den tiefsten Punkt hinab.

Er zeigte mir das Buch eines Jesuiten, das den Titel „Gaspari Scoti Hydraulipneumatica“ trägt und an dessen Schluß sich eine Abhandlung dieses Herrn Otho Gerike befindet.

Nach Tisch war ich mit Monseigneur¹³ in der großen Kirche, die bei dem Unglück der Zerstörung der Stadt vollständig verschont geblieben ist. Erbaut hat sie Otto I., dessen Grab sich in der Mitte des Chors befindet, ohne jeden andern Schmuck als den eines großen weißen Marmorsteins. In der Tiefe des Schiffes befindet sich, von einem Eisengitter umgeben, das Grabmal eines Erzbischofs aus dem Hause Sachsen, das ganz aus Bronze ist, sowohl die Figur im bischöflichen Ornat, wie auch das Monument, auf dem sie ruht, das umgeben und geschmückt ist mit den Zwölf Aposteln in erhabener Arbeit¹⁴. Hinter dem Abschluß des Hauptaltars liegt das Grabmal der Gemahlin des Kaisers Otto¹⁵.

An der Mauer ist eine große Anzahl anderer Grabsteine von Privatleuten angebracht, reich mit Schmuck versehen, darunter ist eine Kette aus Stein, von der behauptet wird, sie sei aus einem Stück gearbeitet und sehr lang. Der Predigtstuhl ist eine der größten Sehenswürdigkeiten dieser Kirche; er ist von weißem Marmor, ganz in Liefrelief gehalten und mit erhabenen Figuren versehen, die in sehr guter Bildhauerkunst vorzüglich gearbeitet sind. Man zeigt dort auch eine alte Holzstuppe, die wie eine Hühnerleiter gemacht ist, aber sehr breit und stark; auf dieser hat der Sage nach der Hahn gekräht, als St. Peter leugnete. Ferner sieht man ein sehr altes und verrostetes Kupfergefäß, in dem Pilatus seine Hände wusch, um dadurch zu erklären, daß er schuldlos sei am Tode Jesu Christi.

Ich verlor beim Weggang von diesem Ort meine Notizen¹⁶. Nachdem wir am Hafen gewesen waren, um die Breite der Elbe festzustellen, die etwa der des Seinearmes unter der Brücke St. Michel in Paris entspricht, gingen wir durch die Straßen und sahen die Spuren des Krieges in einer Unmenge vollständig zerstörter Häuser. In den Straßen herrschte ein ungeheures Gedränge von Karren, fast durch die ganze Länge der Stadt hindurch, die der einen sehr breiten Straße gleich ist; diese Karren hatten Getreide hereingebracht.

Nachher machte der Herr Herzog Besuch bei Herrn Gerike, der ihm die gleichen Dinge zeigte, die ich schon gesehen hatte, außer einigen Wasserstrahlen in seinen Fontänen.

Wir wohnten¹⁷ teuer, hatten keine gute Verpflegung, schlechten Wein und erbärmliches Bier . . .“

Am folgenden Tag, dem 23. Oktober, setzten die französischen Herrschaften morgens um 8 Uhr bei schönem, aber kaltem Wetter und Ostwind die Reise fort und trafen am nächsten Tage in Leipzig ein.

¹² Barometer.

¹³ Der junge Herzog.

¹⁴ Es ist dies das Grabmal des Erzbischofs Ernst, ein berühmtes Werk von Peter Vischer in Nürnberg.

¹⁵ Königin Edith.

¹⁶ Darauf dürften einige Unrichtigkeiten und Wiederholungen zurückzuführen sein.

¹⁷ Während des Aufenthaltes in Magdeburg.

Kabelfernsprechen über den Ozean.

Von Diplomkaufmann Dr. Fritz Runkel, Köln-Lindenthal.

Seit etwa zwei Jahren mehren sich die internationalen Bemühungen, das Fernsprechen im Kabel, das man mit solch großem Erfolg im europäischen und auch im amerikanischen Landverkehr über weite Strecken anwendet, auch im Nachrichtendienst über See zur Durchführung zu bringen. Man wird vielleicht sagen, das drahtlose Fernsprechen habe schon allenthalben im interkontinentalen Verkehr einen solchen Eingang gefunden, daß man auf einen Kabeldienst nicht so sehr angewiesen sei und die ungeheuren Kosten für die Auslegung der Kabel wohl kaum aufzuwenden brauche. Man darf aber nicht übersehen, daß die atmosphärischen Störungen im Funkfernsprechen noch immer bemerkenswerte Verkehrshindernisse bereiten, zumal in den Sommermonaten. Auch ist auf die Gefahren hinzuweisen, die in der Möglichkeit des Mithörens der Funkgespräche durch unbeteiligte Dritte liegen. Schließlich gewährleistet das Drahtfernsprechen einen besonders betriebsfähigeren Dienst und eine klare Sprachübertragung.

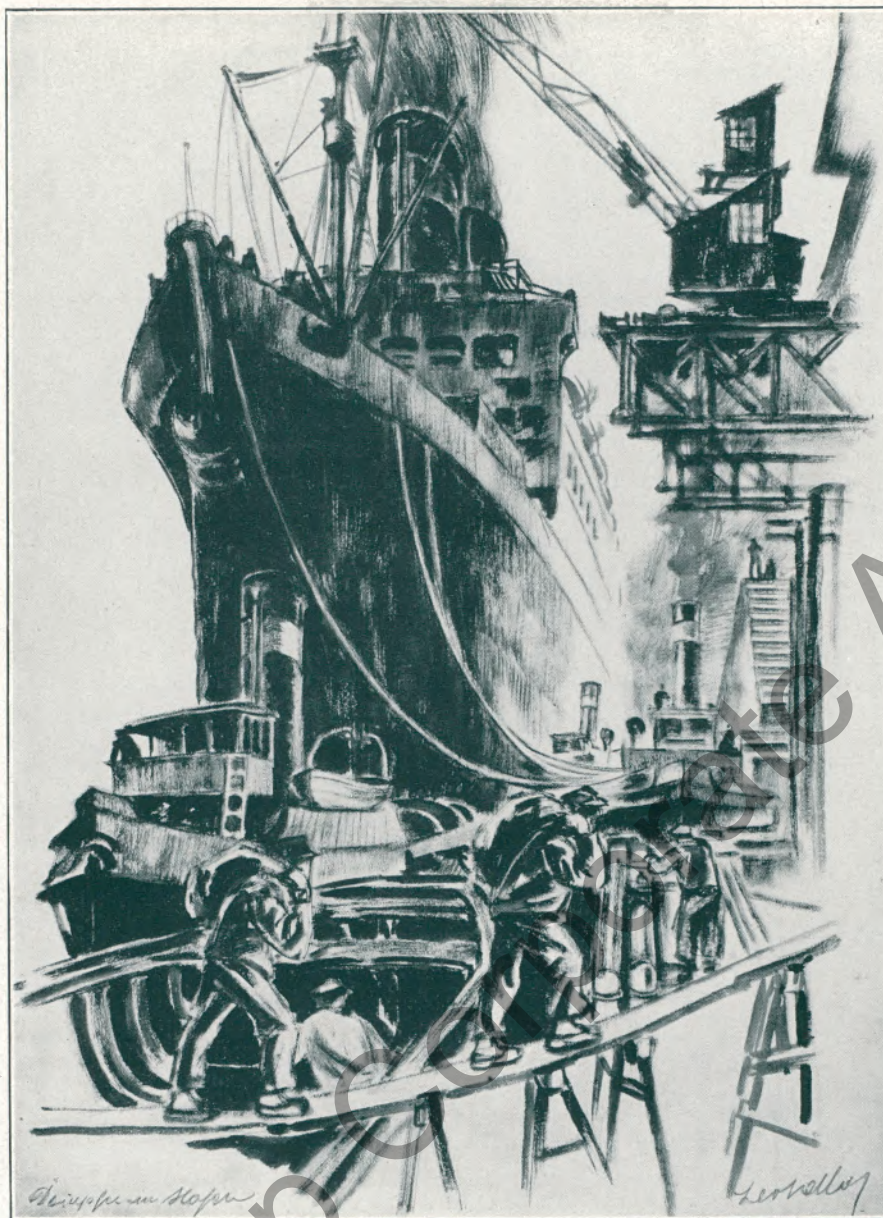
Die tatkräftigste Förderung des Ausbaues eines Überseefernsprechkabels hat bei den Amerikanern eingesezt, die ja auch bei der Entstehung des ersten überseeischen Telegraphenkabels die Führer waren. 1866 war es dem Amerikaner Cyrus Field gelungen, nach jahrelangen Bemühungen den Drahtweg über den Atlantischen Ozean zu schlagen. Dieses Nachrichtenmittel hat bis heute nicht versagt, es ist immer noch weiter vervollkommen worden, und alle an der See gelegenen größeren Staaten der Erde sind auf diesem Wege des Telegraphenkabels gefolgt. Als Isoliermaterial hat man bis in die neueste Zeit das Guttapercha verwandt, das wegen seines hohen Isolationsvermögens bisher unersetzlich erschien und dabei den großen Vorzug hatte, daß es auch dem starken Wasserdruck der Tiefsee (bis 600 Atmosphären) standhielt. Dieselben Vorzüge bewähren sich aber nicht bei einem Seefernsprechkabel. Die „Kapazität“ des Guttaperchas hat sich nämlich hier als eine sehr hinderliche Hemmungerscheinung für den Elektrizitätsdurchgang erwiesen. Diese Hemmung entsteht dadurch, daß sich der Kupferdraht des Kabels und das Meerwasser wie die beiden durch eine Isolierschicht (das Guttapercha) getrennten Flächen einer Franklin'schen Tafel verhalten und somit einen Kondensator ergeben, so daß die Stromimpulse des Fernsprechens in ihrem Durchlauf gehemmt und obendrein stark gedämpft werden. Das ist aber besonders hinderlich, weil es sich beim Fernsprechen um Wechselströme handelt, die fortgesetzten schnellen Veränderungen unterworfen sind. Es kommt der natürliche Leitungswiderstand hinzu, den der schon an sich ziemlich schwache Strom zu überwinden hat. Man muß also die Aufgabe lösen, eine hohe Isoliersicherheit mit einer Vermeidung von großen Stromverlusten zu verbinden.

Die technischen Schwierigkeiten, welche das Guttapercha für ein Tiefseefernsprechkabel an den Tag legte, haben die Gedanken auf einen geeigneteren Isolierstoff gelenkt. Auf das nur für kürzere Unterwasserkabel in den letzten Jahren viel verwandte Papier (mit Bleimantelschutz) konnte man für die Überquerung des Atlantischen Ozeans nicht zurückgreifen, da dieses Material nicht die nötige Druckfestigkeit bietet, wenn man auch unter den Bleimantel noch eine Stahldrahtspirale legt. Es ist deshalb von Generaldirektor Dr. Zapf in Köln-Mülheim zum Schutz der Kabelseele die Anwendung eines Hohlseils aus Leichtmetall vorgeschlagen worden, um auf diese Weise ein in sich fest abgestütztes Gewölbe zu erlangen, und die dadurch gebotene

Druckfestigkeit scheint auch hohen Anforderungen zu genügen. Von amerikanischer Seite ist ein anderer Weg in Aussicht genommen. Man will das Guttapercha durch das Paragutta, einen dem Guttapercha verwandten Stoff, ersetzen, der bessere Eigenschaften für die Fortpflanzung verstärkter Wechselströme haben soll.

Als die amerikanische Bauunternehmerin wird die American Telephone and Telegraph Company („A. T. T.“), das größte Unternehmen der Welt (2500 Millionen Dollar Kapital), genannt, deren Mittel es ihr erlauben, ein solches kostspieliges Wagnis auf sich zu nehmen. Man hat bereits mit der Herstellung des oberirdischen Anfangsstücks der großen amerikanisch-europäischen Verbindung begonnen und hofft, die Auslegung des eigentlichen Seekabelteils in zwei bis drei Jahren vornehmen zu können. Das Anfangsstück verbindet Bangor im Staate Maine mit Cap Breton Island auf Neuschottland, und man will das Kabel vom letztgenannten Punkt nach dem englischen und dem europäischen Festland weiterführen. Die Herstellung des Seekabels an sich wird die A. T. T. selbst nicht übernehmen, da ihre Telegraphenbau-Gesellschaft, die Western Electric Company, merkwürdigerweise nicht über die technischen Möglichkeiten zu verfügen scheint, um ein Kabel von solcher Leistungsfähigkeit zu bauen. Diese Arbeiten soll vielmehr eine der großen deutschen oder englischen Seekabelfabriken übernehmen. Die endgültige Wahl der Fabrik ist noch nicht erfolgt.

Für das Zustandekommen dieses Kabels haben sich verständlicherweise auch die Kreise der deutschen Wissenschaft und Technik lebhaft interessiert, zumal als man sich in Deutschland mit dem Gedanken beschäftigt, auch selbst ein Seefernsprechkabel nach Amerika zu verlegen, wenn die amerikanischen Versuche gelungen sind. Den allgemeinen Seiten der Technik hat man dabei die entsprechende weitgehende Aufmerksamkeit zugewandt, und man hat dabei gerade so wie in Amerika besonders auch in Aussicht genommen, ein solches Kabel gleichzeitig für Fernsprechen und Telegraphenbetrieb zu verwerten. In der Kabeltechnik ist man auf diesem Spezialgebiet ja schon weit vorgeedrungen. Bekanntlich gibt die Unterlagerungstelegraphie die notwendigen Möglichkeiten. Man hat berechnet, daß sich in dem Kabel zehn Telegraphierkanäle in jeder Richtung in Betrieb setzen lassen, so daß 6000 Buchstaben in jeder Minute zur Beförderung gelangen würden. Wenn man es zu dieser Leistungsfähigkeit des Kabels bringen kann, so wird man an seiner Wirtschaftlichkeit nicht mehr zu zweifeln brauchen, auch wenn man berücksichtigt, daß der Unterschied zwischen der amerikanischen und der mitteleuropäischen Zeit nur zwei Stunden für die gemeinsame Geschäftszeit freiläßt. Man geht im weiteren von der Voraussetzung aus, daß die Kabelkosten allein von der telegraphischen Betriebsweise getragen werden, so daß das Fernsprechen als eine Zusatzleistung gewissermaßen kostenfrei gewonnen würde. Auch wird man die Fernspreckleitungen während der Nacht für die Bildübertragungen benutzen können. Gefördert wird der Bildverkehr noch dadurch, daß Übertragungsstörungen auf dem Kabel (im Gegensatz zum Funkweg) nicht zu befürchten sein werden. Man wird allerdings vorläufig daran nicht zu zweifeln brauchen, daß die Zeit für Deutschlands Eintreten in den Seekabelfernsprechverkehr sobald noch nicht kommen wird, da uns in nächster Zukunft wohl kaum die notwendigen Mittel für ein solches Riesennetz zur Verfügung stehen werden.



Dampfer
im Hafen.

Kohlezeichnung
von
Leo Adler

Roman einer Tasse Kaffee.

Erlebnisse zwischen Europa und Brasilien.

Von Ernst Hoferichter.

In der Unteren Sakristeigasse einer süddeutschen Kleinstadt steigt aus dem Kellergitter des Kolonialwarengeschäftes Alois Borngräber sel. Erben jeden Freitagnachmittag zwischen 4 und 6 Uhr ein kleiner und kostenloser Genuß.

Hausfrauen schlendern auf Reichweite die Länge des Ladens ab und spreizen die Nasenflügel. Unten wird ein Sack Kaffee „Echt Santos“ frisch geröstet . . . Und wenn er oben v'ertel-pfundweise verkauft wird, dringt Wärme und Duft noch durch die Tüte und teilt sich in den Markttaschen auch dem Büschel Suppengrün, der Erbswurst und dem Hasentagout mit.

„ . . . ist wieder um zehn Pfennig teurer geworden . . . “
„ . . . aber wenn man die Hälfte Malz nimmt, dann wird die Tasse billiger . . . “ „ . . . und wir trinken nur Sonntags Bohnenkaffee . . . “

Eine Tüte ist gerissen, einige Bohnen fallen aufs nasse Pflaster. Und die Frau, die nur Sonntags Kaffee kochen kann, geht der aufgesprungenen Tüte wie im Märchen nach — und

kann jetzt auch noch am Montag eine Tasse „Echten Santos“ trinken — — —.

Vom Kellergitter Alois Borngräber sel. Erben aus haben die Kaffeebohnen auf ihrer Reise imaginäre Linien und Bogen über den Globus gezogen, die rückwärtslaufend nach sechs-tausend Seemeilen in die Hafeneinfahrt von Santos abbiegen.

Inmitten der Fahrinne liegt das Wrack eines deutschen Frachtdampfers. „Von Reise zu Reise sackt er tiefer ab“, stellt der Kapitän einer La-Plata-Linie fest, der alle acht Wochen an dieser Leiche vorbeisteuert. Im Bauch des Schiffes waren viele Tausend Zentner Kaffee geladen, hunderttausend Sträucher sonnten sich umsonst auf den Plantagen im Innern Brasiliens — Millionen Tassen können nicht gefüllt werden . . . und vielleicht deshalb ist der Kaffee teurer geworden“, würde in falscher Richtung die Frau denken, die vom nassen Pflaster die Bohnen einsammelt.

Schwarzgrün treten auf der Steuerbordseite die Hügel vor.

An einer vorteilhaften Stelle ist der Urwald ausgeräufert. Und grotesk und überlebensgroß schauen die Buchstaben einer Zigarettenreklame, von Wildnis umrahmt, auf das Promenadendeck unseres Schiffes herab.

Aus dem Dampf des Morgens heben Frachtdampfer aus fünf Erdteilen ihre Masten und Schloten. Endlos wie Alleen strecken sich die Lagerschuppen; unter den Dächern ziehen sich die Eisengerüste des laufenden Bandes hin, auf dem Sack um Sack, wie eine Perlenkette ohne Ende, auf die Schiffe rollt und den Kaffeeträgern das tägliche Brot — Brocken um Brocken — wegnimmt.

Ich versuche zu errechnen, wieviel pro Stunde, Tag und Jahr — aber wenn am Kai von Santos der beste Freund wartet, tritt aller Kaffee zurück, die Säcke rollen in die leere Luft — sind nicht mehr da. Schuppen, Krane und laufendes Band sinken zu billiger Umrahmung herab, in deren Mitte das Gesicht des Schulfreundes erseht wird. Die Bänke des gemeinsamen Klassenzimmers schwimmen mir über den Ozean nach. Im Tintenfaß sitzt noch das krampfhaft verhaltene Lachen der Geographiestunde, in der Südamerika leinwand- aufgezogen über dem Spucknapf hing. Und wo der Professor bei allen Städtenamen auf „tsch“ mit der Zunge anstieß.

Eine Sekunde lang wird dieser Studienrat von mir auf die Kommandobrücke gedacht, er muß „Belutschistan“ über den Hafen von Santos sprechen, damit diese Stunde wieder handgreiflich werden kann. Und der Sprachfehler überschlägt nach rückwärts fünfzehn Jahre — und der Freund mit dem altbayerischen Namen „Wirthensohn“ winkt wie einer, der vor Freude ersaufen muß. Wenn ich seinen Namen in dieser Umwelt rufe, klingt es, als würde ein verrirrter Maßkrug gegen die Kaimauer dieser Exotik geschwemmt, wobei man im Klappern des Zimmedekels noch ein Heimweh heraus hört.

„... wieviel Kilo enthält ein Sack Kaffee?“ ist meine zweite Frage, weil Hitze und Wiedersehen mein Gehirn unter Überdruck setzen.

„... fünfzehn Jahre — und das ist viel ...“, antwortet der Freund aus der gleichen Betäubung heraus.

„... so, daß es ein Mann gerade noch tragen kann ...“, rede ich an ihm vorbei, gerade auf die Säcke zu.

Karren, mit zwei vier und fünf Maultieren bespannt, hupfen mühsam Berge von Bohnen vor die Schuppen. Am Markt werden Bananen abgeladen, und das Stück kostet kaum einen Pfennig. Um den Platz liegen die abgefallenen Früchte zahllos, wie im deutschen Herbst das Laub, als nutzloser Reibrich im Staub.

Ich halte sinnlos einen kleinen Zettel in der Hand, den mir bei der Ankunft jemand zwischen die Finger drückte: „... Die Gepäckträger geben hier Visitenkarten ab ...“

Am Eingang eines Speisehauses erscheint ein vornehmer Herr, schreit ins Lokal — und verschwindet wieder. — „Ist wieder eine Revolution ausgebrochen?“ fahre ich erregt in die Höhe.

„Der läuft von Hans zu Haus und schreit den Namen einer neuen Zigarettenmarke aus!“ Über diese Umgehung der Inzeratenwege puste ich vor mich hin. „Lach nicht so laut ...“, ich gefährde sonst meine Stellung!“ korrigiert mich der Freund. „Hier schädigt man seinen guten Ruf, wenn man in Lokalen und auf der Straße schallend hinauslacht.“ Wir sind in Südamerika, und die Geographiestunde war doch schöner. ...

Das Essen ist kalt und ranzig. Ich will Krach schlagen. „Um Gottes willen, nur keinen Wortwechsel oder gar Beleidigungen! Der Wirt schießt sofort.“

Beim Zahlen hebt der Ober die Schürze hoch, und ich sehe den langen Nickellauf eines Revolvers herunterhängen. „Der ist ja auch bewaffnet?“ „... und schießt auch mit, wenn er gekränkt wird.“ Das wäre eine Welt für meine Freundin Franzi, die in München auf Caféhautischen tanzt, mit den

Absägen auf die Marmorplatten trommelt und dem Wirt das Geschirr auf den Kopf wirft!

Über dem Innern der Stadt thront der Mont Serrat. Vor einigen Jahren rutschte ein Stück des Berges ab und verschüttete viele Menschen. Und die wohlgezogenen Bürger von Santos sagten: „Weil die Mädchen begannen, ärmellose Kleider zu tragen, geschah dies Unglück!“

Von der Höhe herab übersehe ich das Meer der Sümpfe, aus denen vor Jahren das Gelbe Fieber geboren wurde. In wenigen Tagen starben ganze Schiffe aus, und die Mamm-schaften weigerten sich, diesen Hafen anzulaufen. Damals mieteten deutsche Dampfergesellschaften vor der Hafeneinfahrt eine Insel, setzten dort alle Europäer ab — und das Schiff wurde im verseuchten Hafen von Negern mit Fracht beladen. Heute ist Santos fast von jedem Fieber frei. Aber diese Sanierung kostete eine Welt von Gold und Arbeit.

Mitten im Gedränge der Gassen steht die größte und mächtigste Kaffeebörse Südamerikas. Es gab eine Zeit, da ging jede Tasse Bohnenkaffee, die in der Welt getrunken wurde, durch dieses Haus; heute ist der Verbrauch an brasilianischem Kaffee durch die wachsende Konkurrenz der anderen Länder — auf jede zweite Tasse herabgesunken.

Wenn die Regierung Angstträume erlebt, spricht sie mit Schrecken aus dem Schlafe von diesem Gebäude und seinem Kaffee. Der Preis will sinken. Im Innern des Staates Sao Paulo lagern zweihundzwanzig Millionen Sack Bohnen. Viel Angebot und wenig Nachfrage drücken den Wert. Eine Armee von pflegenden Händen, Milliarden Kalorien Sonnenwärme, tausend Hirschschläge und tödliche Schlangenbisse mußten über unendliche Plantagen hingehen, ehe dieser Ozean an Bohnen in die Lager reifte. ...

Heute wurden im Hafen von Santos, wurden in diesem Hafen hunderttausend Sack Kaffee — Sorte Ia — in Brand gesteckt, „... nach langen Beratungen — um den Preis zu halten“, wie die Regierung sagt.

„... ist wieder um zehn Pfennig teurer geworden“, murmelt die Frau über dem Kellergitter Alois Borngräber sel. Erben aus sechstausend Seemeilen Entfernung, steht erdacht plötzlich neben mir, sieht den Kaffee brennen — und schreit wie ein Tier auf.

Brüllt in den Dampf und Qualm, weil sie alle die Tassen Bohnenkaffee, die sie nicht trinken konnte, verprasseln sieht.

Stürzt sich in den Rauch, um einige Pfund zu retten — hier eine Handvoll und dort noch eine Handvoll ... und für die Nachbarin, die einen kranken Mann hat, noch schnell in die Schürze einen kleinen Vorrat!

Arbeiter müssen ihr die Bohnen wieder aus der Hand krallen, weil das Beginnen der Frau nicht im Sinne der Zerstörung liegt. Der Kaffee soll Preis bekommen und nicht durch Verschwenken wertlos werden. Ansehen der Regierung und das Wohlleben des Landes hängen von diesem Kaffee ab.

Die Frau hat nicht für eine einzige Tasse Bohnen zurückhalten können, schnellst von meiner Seite wieder an ihren Platz über dem Kellergitter von Alois Borngräber sel. Erben nach Europa zurück. Und muß bis Sonntag warten, ehe sie eine Tasse Bohnenkaffee trinken kann.

Aus ihrem Provinzialblatt tröstet sie durch einen Leitartikel ein Volkswirtschaftler mit dem Hinweis auf die inneren Notwendigkeiten der Nationalökonomie — sie hört zu lesen auf, weil sie das Wort „Nationalökonomie“ für ein neues Ersatzmittel hält, das auch noch die einzige Tasse der Woche strecken und verwässern will.

Indes über dem Hafen die Sirenen der Dampfer heulen, die Sonne 42 Grad Celsius in die Schatten wirft und hunderttausend Sack brennende Kaffeebohnen ihre Rauchschwaden in den Himmel aufwerfen.

Und die Stadt liegt wie unter einer Sünde wider den heiligen Geist zwischen beiden Feuern und glüht mit —.

Das Tor
der
Neuen Welt.



Die endlose Reihe
der Kais
im New Yorker Hafen.

Lichtbild: Norddeutscher Lloyd.

Das amerikanische Arbeitsproblem.

Von Dipl.-Ing. Hubert Pauls.

Das Arbeiterproblem zählt heute zu dem Wichtigsten auch in unserer deutschen Industrie. Es erscheint daher angebracht, sich einmal die Verhältnisse in den anderen Ländern daraufhin anzusehen, aus ihnen das Beste herauszuschälen und die Nutzantwendung daraus zu ziehen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß viele, die Amerika gesehen und sich in Wort und Schrift darüber ausgelassen haben, ein unvollkommenes Bild gewinnen mußten, weil sie für die kurze Zeit ihres Aufenthaltes nur die Oberfläche sehen konnten, die schön und nachahmenswert erscheint. „Prosperity“, hohe Löhne, hohe Häuser und ein Heer von Automobilen aber allein machen noch nicht ein Land. Erst mit dem Einleben und dem Verwachen in die Verhältnisse eines Landes erzieht sich der Blick für Kritik und Verwertung. Ein jedes Land hat seine Kulissen, hinten denen es sehr oft beträchtlich anders aussieht als auf der großen Schaubühne des täglichen öffentlichen Lebens.

Der beigefügte Aufsatz, Niederschlag von Erlebnissen und Erfahrungen, wie ich sie hier in den fünf Jahren meines Hierseins in jeder Lebens- und Berufslage und Gesellschaftsschicht gemacht habe, soll einen kleinen Einblick in die Kulissen vermitteln, in der Hauptsache, um dem Unglauben so vieler Deutscher abzuwehren, die immer noch glauben, daß alles, was vom Ausland kommt oder im Ausland geschieht, viel besser sein muß als in der Heimat. H.P.

Wenn man von dem amerikanischen Arbeiter spricht, so muß man grundsätzlich zwei Klassen unterscheiden — den Eingeborenen (Amerikaner) und den Ausländer (for-eigner).

Der eingeborene Amerikaner ist durchaus praktisch veranlagt. Diese Veranlagung ist zur Tradition geworden und rührt aus jenen Anfängen her, als die ersten Einwanderer in das unbefiedelte Land kamen und, vollkommen auf sich angewiesen, ihre Werkzeuge für Haus, Farm und Wald selbst herstellen mußten mit den primitivsten Hilfsmitteln. Derselben Wurzel entstammt auch der Grund für die freie und herrische Natur des Amerikaners. Aufgewachsen in der Wildnis im Kampf mit der Natur und den Ureinwohnern, den Indianern, mußte er Schritt um Schritt sich weiterarbeiten und sich als Herr auf seiner Scholle behaupten.

Mit der zunehmenden Entwicklung der Industrie bildete sich dann ein neuer Stand heraus, der des Händlers und Kauf-

manns, als Bindeglied zwischen Erzeuger und Verbraucher. In diesen beiden Ständen hat sich der Amerikaner von heute festgesetzt. So kommt es, daß man in den Werkstätten nur einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz von Amerikanern findet. Die Enge der Werkstatt mit den einseitigen Pflichten und dem kleinen Wirkungskreis, das Gebundensein an Zeit, Material und Vorgesetzte sind eine unbequeme Last für ihn, die er nur kurze Zeit erträgt. Das Gefühl der Unterordnung fällt ihm schwer, und er wird stets versuchen, sich auf einen Platz hinzuarbeiten, wo als Vorgesetzter sein Wille maßgebend ist. In der Verfolgung dieses Zieles und der Kunst, die Stellung zu halten, ist er rücksichtslos und jedes Mittel heilig.

So ist es durchaus nicht immer die berufliche Befähigung, die ihn auf einen solchen Platz stellt, es ist vielmehr oder zugleich seine ausgesprochene Fähigkeit, seine Angestellten und Untergebenen zu behandeln, schnelle Entschlüsse zu fassen ohne langes Befragen, unabhängig zu arbeiten und zu handeln.

Klares, praktisches und nüchternes Denken für die Durchführung der gestellten Aufgabe zeichnet seinen Weg, und sein Wille ist absolutes Gesetz. Daher duldet er keinen Widerspruch, und Vorschläge, wenn nicht in der richtigen Form angebracht, werden zu leicht als Widerspruch aufgefaßt. Diese „executive ability“ ist eine der wichtigsten Eigenschaften, die hier von einem Vorgesetzten verlangt werden, und solche Leute stehen hoch im Wert. Es ist erstaunlich, wieviel junge Leute sich gerade darunter befinden.

Man hat längst die Wichtigkeit des reibungslosen Arbeitens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erkannt, und es gibt viele Fabriken, insbesondere die älteren Unternehmungen, in denen die Meister (foremen) und Vorgesetzte zusammengeschlossen sind zu einem Verein. Sie haben wöchentlich einmal eine Sitzung mit einem reichhaltigen Programm. Dieses setzt sich zusammen aus einem kleineren Essen, Musikvorträgen und einem Hauptvortrag belehrender oder erzieherischer Art. So ist es keine Seltenheit, daß der Präsident derselben oder einer anderen Gesellschaft einen Vortrag hält über ein akutes Thema. Auf diese Weise versucht man nicht nur dem Arbeiter außerhalb seiner Arbeit etwas zu bieten, sondern den innigen Konnex zwischen Fabrikleitung und Angestellten zu vertiefen. Von diesen Versammlungen wird ein reger Gebrauch gemacht, und es ist mit Interesse zu beobachten, wie einflußreich und erfolgreich diese Zusammenkünfte sich auswirken.

So kann man sagen, daß das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf dem Grundsatz gleichen Rechtes und gleicher Pflichten beruht, wobei der Unternehmer der Führer ist. Der Arbeitgeber sieht in seinen Arbeitern seine Mitarbeiter, die er zu halten versucht, weil sie durch die spezielle Erfahrung in den Arbeitsverhältnissen des betreffenden Werkes ein Kapital für den Unternehmer darstellen. Hier kalkuliert der amerikanische Fabrikant ganz nüchtern, daß ein Arbeitswechsel Kosten verursacht, die als Unkosten auf dem Geschäft und damit auf dem produzierten Gegenstand ruhen und diesen verteuern.

Die Industrie sucht aber dem Arbeiter das Ausharren im Werke noch durch andere Mittel schmackhaft zu machen. So hat man weitgehende Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben gerufen, die aber rein privaten Charakter haben und sich meist nur in den älteren Unternehmungen finden. Krankenkassen, meist mit einer Sterbekasse verbunden, sind sehr verbreitet. In den meisten Fällen werden die Beiträge dazu nur von Arbeitern aufgebracht, von diesen ins Leben gerufen und unterhalten. Daneben finden wir Alterspensionen, die von den Industriegesellschaften an ihre alten Arbeiter ausbezahlt werden. Manche Gesellschaften schenken ihren Leuten nach einer langen Dienstzeit eine Lebensversicherungspolice von 500 bis 2500 Dollar und zahlen, solange der Arbeiter in Diensten steht, einen Teil der Prämie. Unter diesen Umständen besteht bei den Angestellten das Bestreben, die Arbeitsstelle möglichst zu halten.

Eine Arbeitslosenfürsorge kennt man im allgemeinen noch nicht in den Vereinigten Staaten. Es bestehen erst Anfänge einer solchen, und zwar in Gestalt von drei Abkommen, die von Gewerkschaften der Bekleidungsindustrie mit den Arbeitgebern abgeschlossen wurden. In dem ersten Abkommen verpflichteten sich beide Teile zu gleichen Beitragsleistungen für die Errichtung eines Unterstützungsfonds, und zwar mit je $1\frac{1}{2}\%$ des Einkommens. Im zweiten übernahm der Arbeitgeber 2% und der Arbeiter nur 1% der Beitragsleistung. In dem späteren dritten Abkommen übernahm der Unternehmer die volle dreiprozentige Beitragsleistung, während die Gewerkschaft allein die Verwaltung und Verteilung der Unterstützungsgelder inne hat. Das Abkommen besagt ausdrücklich, daß diese Gelder lediglich für Wohlfahrtswerte bestimmt sind und nicht als Streikgelder verwendet werden dürfen.

Der Unternehmer ist bestrebt, den Arbeiter möglichst von

gewerkschaftlichen und parteipolitischen Organisationen fernzuhalten. Man hat es so erreicht, daß in der Maschinen- und Metallindustrie der Einfluß der Gewerkschaften verschwunden ist und die Arbeiterschaft sich gegenüber allen parteipolitischen Bestrebungen sozialistischer und kommunistischer Natur ablehnend verhält, auch jetzt noch in den Zeiten der wirtschaftlichen Depression. Merkwürdig ist dabei, daß man zwischen der Industrie und den Gewerkschaften trotz aller Gegnerschaft auch wieder ein Zusammenarbeiten nicht nur in paralleler, sondern auch in gemeinsamer Arbeit, wie beispielsweise in der vorerwähnten Arbeitslosenfürsorge der Textilindustrie, finden kann.

Besonders charakteristisch für die amerikanischen Verhältnisse ist, daß die gewerkschaftlichen Spitzenorganisationen, die zu manchen Zeiten noch harte Kämpfe mit der Arbeitgeberchaft in Gestalt von Streiks und Aussperrungen zu bestehen haben, sich in der Ablehnung der Vermengung wirtschaftlicher mit politischen Zielen einig sind. Zur Zeit ist daher kein Boden für sozialistische oder kommunistische Bestrebungen in Amerika. Da weiter eine scharfe Trennung zwischen den rein wirtschaftlich eingestellten Gewerkschaften und den politischen Parteien besteht, entbehren die Kämpfe um die soziale Besserstellung der Arbeiterschaft der großen Schärfe, wie man sie in anderen Ländern antrifft. Auch bestehen zwischen dem Unternehmertum und den gesetzgebenden Körperschaften keine so weitgehenden Bindungen wie in vielen Ländern Europas, so daß unberührt von der Interessenpolitik der wirtschaftlichen Verbände und Vereinigungen für eine ruhige Weiterentwicklung der Wirtschaft gesorgt werden kann. Es ist dies ein gewaltiger Vorteil der amerikanischen Wirtschaft vor allen europäischen.

Noch ein Wort wäre zu sagen über die sportliche Seite des Amerikaners. Diese Leidenschaft unterstützt der Unternehmer, weil der Sport einmal ausgleichend wirkt auf die Standes- und Berufsunterschiede und zur selben Zeit die gesunde Arbeitskraft des Arbeiters hochhält. Man kann sagen: Wenn der Amerikaner etwas betreibt, so sieht er in diesem Tun leicht einen sportlichen Hintergrund, welcher Gedanke ihn zu den höchsten Leistungen und den ausgefallendsten Dingen beschwingt. Ich habe es erleben können, daß auf dem Konstruktionsbüro zwei Leute mit den ungefähr gleichen Aufgaben ein Wettrennen veranstalteten, wer zuerst fertig war. Diese Leidenschaft wird von der Industrie in vollem Maße ausgenutzt. So wird z. B. die Herabdrückung der Unfallquote eines Werkes, die dem Arbeitgeber eine Verringerung der von ihm zu zahlenden Versicherungsprämien einbringt, mit Ballwettspielen verknüpft, oder der Betrieb eines großen Werkes, der die wenigsten und leichtesten Unfälle eines Monats hat, erhält für den kommenden Monat das Recht der Flaggenhissung.

So nehmen denn die sportlichen Veranstaltungen einen großen Raum ein. Die Spieler der einzelnen Betriebe bilden Vereinigungen. Sie erhalten das Spielwerkzeug, wie Fußbälle, Faustbälle, Tennisschläger, Kegelfugeln usw., vom Werk kostenlos geliefert und veranstalten unter sich Wettkämpfe, wofür die Werksleitung Wanderpreise aussetzt. Die beste Mannschaft eines Werkes mißt sich dann mit der eines fremden Werkes. Die Namen der Preisträger werden mit ihren Bildern in der halb- oder ganzmonatlich erscheinenden Werkszeitung veröffentlicht, so daß die Kämpfe ein familiäres Interesse erregen. Nebenbei kommen in diese Werkszeitung Beiträge von Seiten der Werksleitung, wie etwa Auslandsberichte, Bekanntgabe besonders großer Verkaufsabschlüsse, und von Seiten der Arbeiter und Angestellten Berichte über ihren Sommerurlaub, angenehme Sonntagsausflüge, Krankheitsfälle und sonstige Familienereignisse. Diese Zeitungen sind sehr dazu angelegt, das Interesse der Angestellten an dem gegenseitigen Ergehen zu heben und alle zu einer großen Familie zusammenzuschweißen.



Do X im Hafen von Newyork.

Lichtbild: Scherl-Bilderdienst.

Newyorker Verkehr.

Von Dr. Gerhard Benzmer.

Wer zum ersten Male die Newyorker Straßenbahn — Trolley heißt man sie hier — benutzen möchte, kann leicht Enttäuschungen erleben. Gerade in dem Augenblick, in dem er einsteigen will, klappt vielleicht das Trittbrett hoch, die Tür schließt sich, und die Bahn fährt ihm vor der Nase weg. In Newyork muß man nämlich erst lernen, die Elektrische zu benutzen. Hinten wird eingestiegen, vorn ausgestiegen. So gibt es keine unerfreuliche Drängerei. Im stillen muß ich lächeln, wenn ich an unsere Trambahnen daheim denke: „Die Bordertür darf in der Zeit vom so- undsovielten bis zum foundsovielten nur im Falle der Gefahr geöffnet werden. In Zweifelsfällen entscheidet der Schaffner.“ Wie urdeutsch ist das! Man rechnet also schon von vornherein mit Streitigkeiten; wir kennen unsere Pappenheimer! In Newyork gibt es so etwas nicht. Man kann jahrelang dort leben und täglich die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, ohne je eine Szene zu erleben. Die Massenseele der Newyorker ist so glänzend erzogen, daß jeder einzelne sich reibungslos in das Ganze fügt, wie tausende winziger Räderchen in einem riesenhaften, vorschrittmäßig abschnurrenden Uhrwerk. Daß jemand eine Extrawurst haben möchte, gibt es nicht. Daher auch die vorbildliche Verkehrsdisziplin des Newyorkers.

Die Einrichtung der selbsttätig sich schließenden Türen und hochklappenden Trittbretter hat ihr Gutes. Sie macht das unsinnige Auf- und Abspringen während der Fahrt zur Unmöglichkeit. Es käme in Newyork auch glattem Selbstmordversuch gleich.

Schon fährt die nächste Bahn ab. Lange zu warten braucht man hier nicht; alle zwei Minuten, ja, in der Hauptverkehrszeit jede Minute folgen die Wagen einander. Den Tag und die ganze Nacht wird der Verkehr durchgeführt. Auf den Gedanken, das Straßenbahnfahren müsse in der Nacht teuer

sein als am Tage, ist in Newyork auch noch niemand gekommen.

Fort geht es in saufender Fahrt der Stadt entgegen. Man merkt es, daß die Leute hier noch weniger Zeit haben als bei uns daheim. Auf das Material braucht allem Anschein nach auch keine Rücksicht genommen zu werden. Die schärfsten Kurven und Weichen werden mit einer Geschwindigkeit genommen, die unseren biederen Straßenbahnführern in Deutschland die Haare zu Berge steigen lassen würde. Alles, was nicht sitzt, fällt bei den starken Erschütterungen des Wagens rettungslos durcheinander.

An der Ecke des Broadway und der 42. Straße verlasse ich die Trolley und stehe mitten in Newyorks verkehrsreichster Gegend. Gerade an der richtigen Stelle bin ich gelandet. Gegen dieses Gewühl und Gewimmel von Menschen und Fahrzeugen sind selbst die verkehrsreichsten Plätze in unseren Großstädten Waisenkinder! In endlosen Reihen nebeneinander rollen die Autos dahin, orangefarbene Yellow Taxis und andere Mietsautomobile, Privatcars jeglichen Stils und Geschäftswagen, Lastautos und Omnibusse.

An den Straßenkreuzungen ballen sich die Passanten zu solchen Menschenhaufen, daß man anfangs jedesmal glaubt, es sei „etwas passiert“. Und der Augenblick, da der Verkehrspolizist den Wagenverkehr stoppt, auf daß die Fußgänger eiligt, wie von Furien gepeitscht, auf die andere Seite der Fahrbahn hinüberhasten können, gleicht dem Öffnen einer gewaltigen, gurgelnden Menschenschleuse. Über die wimmelnde Straße hinweg saufen in zwei Etagen übereinander jede Minute die Lokal- und Expresszüge der Hochbahn; durch die Lichtschächte im Pflaster donnert das Brausen und Poltern der Subway.

Mit einiger Lebensgefahr überquere ich den Broadway und stehe bald — an der Ecke der berühmten Fünften Avenue



Lichtbild: Hamburg-Amerika-Linie.

„Dann taucht der einzelne Mensch völlig unter in der wimmelnden Flut . . .“

Blick in eine Wolkenkräuserstraße bei Geschäftsschluß.

und der 42. Straße — an der verkehrsreichsten Straßenkreuzung der Welt, dem „busiest corner of the world“.

Rund eine Viertelmillion Menschen und etwa 30 000 Autos kommen hier in zwölf Stunden vorüber; und ein ganzes, wohldurchdachtes System ist notwendig, um die ungeheuren, rechtwinklig sich kreuzenden Ströme des Verkehrs in die richtigen Bahnen zu leiten. Am gewaltigsten aber schwillt der Strom an, wenn sich zur Zeit des Rush, am Schluß der Geschäftszeit, die Straßen mit den Heimkehrenden füllen. Dann taucht der einzelne Mensch völlig unter in der wimmelnden Flut; und man sieht nur noch eine gleichförmig brandende Woge, die fortwährend anschwillt, dann, wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat, sich über die Straße ergießt, für einen Augenblick die Fahrbahn überflutet, wieder versiegt, worauf das Spiel von neuem beginnt.

Etwas Gigantisches, dessen Einwirkung man sich nicht entziehen kann, liegt im Bilde dieser dahinbrandenden Woge wimmelnden Lebens. Alles Persönliche scheint von ihr abgefallen; zu einer einzigen organischen Einheit verschmolzen, rollt der lebendige Strom dahin, ewigem ehernen Gesetz gehorchend. Aber in das verwunderte Staunen ob dieses Sinnbildes eines aus unendlich vielen Einzelteilen zusammengeballten Massenorganismus mischt sich das bedrückende Empfinden, daß trotz des nahen Beieinanders eine unsichtbare Mauer jeden dieser Menschen umgibt, daß jeder der Tausende, die, wie von bösen Geistern verfolgt, dahinhasten, eigentlich ausschließlich mit sich selbst beschäftigt ist, und daß man sich — so widersinnig es klingen mag — daher kaum irgendwo so tödlich einsam fühlt wie in diesem gleichförmig dahinflutenden Menschenstrom. Zwar wechseln seine Bestandteile; aber sobald man ihm eine Weile zugeschaut hat, kennt man ihn, denn es kehren immer die gleichen Erscheinungen wieder: Bürofräulein und elegante Damen, Geschäftsleute jeden Alters und jeglicher Klasse, die meisten mit unbeweglicher und unpersönlicher Miene; hier und dort aber auch einer, dem freudiges Empfinden auf dem Gesicht geschrieben steht, oder dessen Antlitz von Sorgenfalten gefurcht ist. Im Durch-

einander von Völkern und Rassen, von Haut- und Haarfarben offenbart sich der unbeschreibliche Menschenmischmasch dieser Stadt: viele dunkelhaarige, ausgesprochen südländische Erscheinungen neben den nordischen Typen, recht zahlreiche Neger, hin und wieder ein Ostasiate und unendlich viele Leute mit den unverkennbaren Merkmalen der israelitischen Rasse.

Während man die endlose Zahl der dahinrollenden oder auf Platz für eine Fahrerin wartenden Autos sieht, erinnert man sich, daß in den Vereinigten Staaten täglich mehr als dreiviertel Hundert Menschen von Automobilen getötet werden, d. h. daß Amerika durch Verkehrsunfälle auf den Straßen in anderthalb Jahren mehr Menschenleben einbüßt, als es im Weltkrieg verlor! Allein in Newyork werden täglich etwa fünfundvierzig Schulkinder durch Automobile verletzt, und die Gesamtzahl der jährlichen Autounfälle in den Vereinigten Staaten liegt nicht weit unter einer Million! Angesichts des Verkehrs am busiest corner bekommt man allerdings Verständnis für solche traurigen Ziffern; und man fragt sich wohl, ob — wenn die großen Ansiedlungen der Menschen weiter ins Ungemessene wachsen — eine Verkehrsart im heutigen Sinne früher oder später überhaupt noch möglich sein wird. Wenn schon heute trotz anerkannter guter Verkehrsregelung — Newyork hat die staatliche Zahl von 17 000 Verkehrspolizisten — fortwährende Stockungen und häufige Unfälle unvermeidlich sind, wie soll es dann werden, wenn die Stadt um das Doppelte oder Vielfache ihrer jetzigen Größe zugenommen haben wird? Der Hauptverkehr wird sich auch dann wieder nur auf wenigen zentralen Plätzen sammelndrängen. Aber ein Verkehr in der jetzigen Art wird selbst, wenn man den viel erörterten und im Hudson-Hafengebiet schon in Angriff genommenen Plan eigener Automobilhochstraßen verwirklichen wird, dann vollends unmöglich sein. Die Verkehrstürme, ursprünglich errichtet, um den Verkehr zu regeln, sind schon wieder verschwunden, seit sich bei der immer mehr zunehmenden Zahl der Autos herausstellte, daß sie eher hinderlich als nützlich waren; und schon heute benutzt manch reicher Amerikaner, der mehrere Autos



Die Südspitze des Manhattan-Viertels in Newyork.

Lichtbild: Norddeutscher Lloyd.

in der Garage stehen hat, wenn er in Eile ist, lieber die Untergrundbahn; denn die Fahrt mit dem Automobil nimmt — besonders während des Rush — unverhältnismäßig viel Zeit in Anspruch.

So gut es das Menschengewühl erlaubt, schlendere ich durch die Straßen, bewundere die üppigen Auslagen der Geschäfte, in den Lebensmittelhandlungen zumal die prachtvollen Konserven und die herrlichen Früchte, so groß, so makellos, wie man sie bei uns nur selten zu sehen bekommt. Glücklicherweise das Land, dessen Grenzen vom Norden bis in die Tropen reichen, und das auf seinem Gebiet alle Klimate vereint, alle Jahreszeiten zugleich erlebt. Freilich, wer gern einkauft, muß, wenn er durch die Straßen von Newyork wandert, Geld in seinen Beutel tun! Für viele Dinge mag es zutreffen, wenn man die Kaufkraft eines Dollar in Newyork etwa der von zwei Mark bei uns gleichsetzt; ja viele Lebensmittel sind sogar zum gleichen Preise oder gar noch billiger als bei uns zu haben. Aber schon bei den Preisen für die Kleidung zeigt es sich, daß Newyork bedeutend teurer ist als Deutschland. Ein mittlerer Herrenanzug „von der Stange“ kostet reichlich 200, ein besserer 300 und 400 Mark; und so gehört schon ein recht anständiges Gehalt dazu, um sich Maßanzüge leisten zu können, die man kaum unter 600 bis 700 Mark bekommt. Bei Damenkleidern macht sich der Unterschied gegen die heimischen Verhältnisse nicht gar so kraß bemerkbar; recht teuer dagegen ist auch das Fußzeug, denn für ein Paar guter Schuhe zahlt man 40 bis 50, ja 60 und 70 Mark! Noch schlimmer steht es um die Preise für Möbel und Hauseinrichtungsgegenstände; sie stellen sich rund achtmal so hoch als in Deutschland, so daß man bei ihrem Einkauf in Newyork mit einem Dollar nicht weiterreicht als bei uns mit fünfzig Pfennigen! Das einzige, was im Vergleich zu den deutschen Verhältnissen geradezu erstaunlich preiswert anmutet, ist das Auto und das Autofahren. Einen guten Gebrauchswagen, z. B. einen Chevrolet, kauft man in fabriktuem Zustand in Newyork für 2500 Mark; und auch seine Unterhaltung ist ungleich billiger als bei uns, denn sie wird nicht durch lauter drückende Steuern erschwert.

Vor mir teilt sich der Menschenstrom, eine Querstraße schneidet in die Waagerechte hinein, und den ganzen Eckblock nimmt zu ebener Erde eines jener sonderbaren Allweltschäfte ein, ohne die eine amerikanische Stadt undenkbar ist. Drug Store heißt solch ein Verkaufssammelstadium, was wörtlich übertragen soviel bedeutet wie Drogenladen, nichtsdestoweniger aber durchaus unübersetzbar ist. Alles gibt es in diesen Warenhausapotheken: Bijouterien und Parfüme, Zigarren und Zigaretten, Musikinstrumente und Grammophonplatten, Papierwaren und Bücher, Süßigkeiten und Spielwaren, Gummisachen und Instrumente, elektrische Apparate und Toilettenartikel, Krankenpflegematerial und Chemikalien, Drogen und ärztliche Rezepte.

Überladen wie der ganze Laden, der rund zwanzigtausend verschiedene Artikel zu verkaufen hat, mühen besonders auch die Schaufenster an. Ohne viel Dekoration ist jedes von ihnen vollgepfropft mit der Ware, die es jeweils zu „forcieren“ gilt: mit Perlfketten, Bonbonnieren, einem neuen Rheumatismusmittel, Indianerpuppen oder Klistiersprizen. Denn die Leute, die an den Fenstern vorüberreisen, haben nicht viel Zeit zu auswählender und vergleichender Betrachtung. Sie müssen mit Keulenschlägen darauf hingewiesen werden, was sie kaufen sollen, und dabei wäre jede dekorative Ablenkung schädlich.

Von dem Betrieb in solch einem Drug Store wird sich der Fremde kaum eine Vorstellung machen können. Wie in einem Bienenhaus schwirren die Menschen durcheinander; und während in der einen Ecke ein Käufer sich den neuesten Grammophonschlager vorspielen läßt, während in der anderen eine ärztliche Verordnung angerührt wird, stürzt der Vorübergehende rasch für ein paar Cents eine Tasse warmen Kaffees oder einen Ice-cream-Soda hinunter. Für die ganz Eiligen ist der Weg zur Ware noch mehr verkürzt, die Verkaufsperson überhaupt ausgeschaltet. Sie bedienen sich an neuartigen, kunstvoll konstruierten Verkaufsmaschinen, die mit geheimnisvollem Surren ihre Ware ausspeien und — sobald das Geldstück in den Schloß gefallen ist — gleich müden, heiseren Menschen ein höflich schnarrendes „Thank you“ von sich geben.



Blick auf das Überschwemmungsgebiet des Jang-tse vom Flugzeug aus.
Im Vordergrund die Stadt Kiangsu.

Hochwasser im Jang-tse-Tal.

Von Dr. G. Harnack, Tokio.

Ich denke an die Hochfluten im Rheintal und in der Rheinniederung, mir kommen die felspolternden Bergwasser unserer Mittelgebirge in den Sinn — nichts, gar nichts im Vergleich zu den Ausmaßen, zu der graufigen Fürchterlichkeit, die ein solches Hochwasser verbreitet, wie es in China die

Riesenflüsse Hunderte von Meilen weit ins Land hineinwälzen. Räumlich betrachtet, harde es sich bei uns daheim um winzige Landesteile gegenüber den unermesslichen Weiten, die die nicht regulierten Ströme zur Zeit lange andauernden Regens überschwemmen. Verhältnismäßig wenig Menschen-

leben fallen daheim der plötzlich einsetzenden Flut zum Opfer. In den allermeisten Fällen ist die Flucht möglich, das Wasser verläuft sich schon nach einigen Tagen — im Gebirge oft schon nach einigen Stunden — und der Bach, Fluß, Strom rauscht wieder in der ihnen vorgeschriebenen Bahn, in seinem zwangsläufigen, dammbewehrten Bette dahin. Ganz anders die Chinaströme. Große Teile des Landes wissen oft gar nicht, daß sie bereits nur noch eine flache Insel darstellen, wenn der eigentliche Fluß schon um Meter gestiegen ist. Die Insel, auf der die Bewohner zunächst nichts fürch-



Die trostlose Wassermühe bei Hankow.

ten, wird von Tag zu Tag kleiner; langsam versinkt sie in der unerfättlichen Flut. So wird aus nicht vorstellbar großen Strecken fruchtbaren Landes eine Wasserrüstenei, ein unheimliches Meer, das Tausende, vielleicht sogar Hunderttausende von Menschen in seinen Schoß hinabzieht. Und wenn der Regen aufhört, und wenn sich — oft erst nach Wochen — das Wasser endlich langsam verläuft, so kann es nur dort sein, wo es einen Ausgang findet. Niederungen bleiben nicht selten noch monatelang unter Wasser, das von dem vollgesaugten Leimboden nicht mehr aufgenommen wird und langsam verdunstet. Was das bei dem fast tropischen Sommerklima (der Sommer ist die Regenzeit) bedeutet, ist jedem klar: stagnierende Seen und unzählige große Teiche verdunsten bei 40 Grad und mehr! Dazu tausende unbeerdigter Menschenleichen, totes Vieh, faulende Vegetation. Typhus und Cholera sind die gespenstischen Schwestern der grausigen Flut.

Wann wird im weiten China der ernste Wille kommen, die Hunderte von Millionen Dollar, die der ewige Bruderkrieg verschlingt, die aber Hunderte von Millionen Dollar, die dem Machtgelfüst einzelner oder von Sippen dienen, wirklichen ganz großen Kulturaufgaben zuzuführen? Neben dem Bau von großen und kleinen Verbindungswegen, wie Eisenbahnen, Chaussees, Auto- und Fahrstraßen, auf denen überall in der weiten Welt die Erschließung reicher, fruchtbarer Länder beruht, ist es eine gewissenhafte, strombautechnisch meisterlich durchdachte Regulierung der Flüsse, die dem großen Lande der Mitte und seinem bewunderungswürdig fleißigen und anspruchslosen Volke unerhörten Segen bringen muß; denn sie würde nicht nur alte Werte erhalten, sondern neue schaffen, vor allem dort, wo die Bewohner der Flußniederungen es nicht wagen, mutig ans Werk zu gehen aus lähmender Angst vor — der nächsten Hochflut.



Ein Öllager der „Standard Oil Co.“ in Hankow geht mitten im Wasser in Flammen auf.



Hauptstraße in Hankow.



Abb. 1. Kalenderbild eines Augsburger Meisters um 1480 bis 1490.
(Städtisches Kunstmuseum, Düsseldorf.)

Kalenderbilder.

Von H. Eichler.

Die Fähigkeit, die Zeit zu durchleben, ein Heute an das Gestern zu reihen und ein Morgen zu erwarten, ist nicht allen Kulturen eigentümlich. So kannte z. B. der Grieche keinen Kalender, der ihm bewußt machte, daß wieder eine Gegenwart Vergangenheit und die Zukunft Gegenwart geworden waren. Wohl kannte der Grieche der klassischen Zeit die Kalenderrechnung bei den anderen Völkern, für ihn jedoch wurde sie nicht maßgebend im geschichtlichen Ablauf des Lebens. Dagegen war schon bei den Ägyptern und Babyloniern eine Kalenderrechnung in unserem Sinn in Gebrauch, die später von den Römern übernommen und für ihre Zwecke umgeformt wurde.

Auch ohne den Kalender wußten die Menschen, welche Verrichtungen in gewissen Zeitabschnitten vorgenommen werden mußten. Wenn der Acker gepflügt war, wurde gesät, wenn das Korn reif auf dem Halm stand, begann die Ernte. Die Aufstellung eines Kalenders jedoch brachte eine durchgängige Regelmäßigkeit in den Ablauf der einzelnen Zeitabschnitte. Dazu bedurfte es aber eines Maßstabes und zwar eines solchen, der von augenfälligen Schwankungen möglichst unabhängig ist. Ihn fand man in der Astronomie. Die Beziehungen von Sonne, Mond und Sternen wurden beobachtet. So sah man z. B. die Sonne kurz vor Auf- oder nach Untergang in der Nähe einer bestimmten Sterngruppe, und man ermittelte dann, daß bis zur Wiederkehr derselben Konstellation 365 Tage

verfloßen waren. Auf die Zuordnung der Sterne wurden dem irdischen Leben geläufige Formvorstellungen übertragen; es entstand der sogenannte Tierkreis, den die Sonne in einem Jahr durchläuft. Damit war die erste Motivenreihe für die

Kalenderillustration als bildlichen Ausdruck jahreszeitlichen Wechsels gegeben. Der Umlauf des Mondes wird Maßstab für die Einteilung des Jahres in Monate. Die zwölf Male seines Wechsels entsprechen ungefähr dem Wandel der Sonne durch die zwölf Sternbilder. Die Erfahrung wiederum ergab, daß die vordem aus dem Geschehen der Natur, den Kälte- und Wärmeperioden, der Reife der Früchte abgeleitete Einheit des Jahres mit der astronomisch gefundenen ungefähr zusammenstimmt. So lag es nahe, bei der Regelung des Zeitablaufes die charakteristischen Beschäftigungen der Menschen mit den Sternbildern in Verbindung zu bringen. Dies bedeutete für den Menschen einmal eine Orientierung, und zum andern gestand er damit seine Abhängigkeit von einem außerhalb seines Einflusses liegenden Gesetz ein. Das ist der tiefere Sinn der Gegenüberstellung dieser beiden Bildreihen, wie sie sich vom Altertum bis auf



Abb. 2. Das Jahr. (Phot. Eichler.)
Buchmalerei aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts.

unsere Lage in der Kalenderillustration erhalten haben.

Das Verhältnis des Menschen zu den Ereignissen der Natur ist von je das bedeutsamste. Ihr Werden und Wachsen ändert sich nicht. So bleiben auch die Grundmotive der Monatsbilder, die uns den Wandel des Menschen

im Verlauf des Jahres zeigen, immer die gleichen. In allen Zeiten sind es Variationen über dasselbe Thema, einzig die Form der Ausführung wandelt sich mit dem Geschmack der Zeit. Den geringsten Änderungen sind die Zeichen des Sternkreises unterworfen. Sie sind uraltes Erbgut morgenländischer Kulturen, und sie sind zu eindeutig in der Vorstellung verwurzelt, als daß an ihnen einschneidende Wandlungen vorgenommen werden könnten. Die Darstellung der Beschäftigung in den zwölf Monaten ist dagegen naturgemäß nicht absolut festgelegt. Je nach dem Klima und den landschaftlichen Verhältnissen ist die eine oder andere Verrichtung stärker betont.

Kälte und Hitze, Saat und Ernte, Jagd und Schmaus sind die wesentlichen Stichworte, an die die Kalenderillustration anknüpft. Anfangs werden die Darstellungen in sinnbildlicher Abkürzung gegeben. So sieht man auf einem Bilderzyklus aus dem 9. Jahrhundert im Januar einen Mann, der sich am Feuer wärmt, über einem Kof züngeln Flammen empor. Der Februar zeigt den Falkner und deutet damit auf die Freuden der Jagd. Im Mai sehen wir einen Mann mit Blumen in den Händen; dann folgen die verschiedenen Phasen der Ernte und Landbestellung. Im Dezember wird das Schwein geschlachtet, ein Sinnbild des Schmaus nach den Ernteverrichtungen des Herbstes. Eine Person repräsentiert jeweils den betreffenden Monat und vollzieht die ihm zukommende Handlung (Abb. 2).

Ein besonders prächtiges Beispiel für die Kalenderillustration gibt uns eine schwäbische Buchmalerei aus dem 11. Jahrhundert. Der Kreislauf der Zeit ist dargestellt. In der Mitte sitzt das Jahr als ein bärtiger, behaarter Mann, der Sonne und Mond in den Händen hält als Zeichen für die Nacht und den Tag, die darunter abgebildet sind. Das Jahr wird umschlossen von dem Kreis der Sternbilder, und an sie fügt sich der für die Monate. Die Jagd ist hier in den Januar verlegt, im Februar wird das Holz gefällt, im März treibt man Fischfang und beschneidet die Reben. Der April zeigt das feimende Stämmchen neben dem Aufbinden der Reben. Die Fruchtbarkeit der Natur bringt die Darstellung des Mai zum Ausdruck. Dann folgen sehr ähnlich wie bei unserem ersten Beispiel genau unterschieden die Ernteverrichtungen. Und in den letzten Monaten des Jahres wird auch hier wieder das Vieh geschlachtet. Der Jahreskreis ist einem Rechteck einbeschrieben. An den Ecken sehen wir dann noch innen die Personifikation der vier Jahreszeiten. Den Frühling mit

Blumen, den Sommer als nackte Gestalt mit Sichel und Ähren — ein Nachleben von Erinnerungen aus der römischen Antike —, den Herbst mit dem Korb voll Weintrauben, und als Verkörperung des Winters ist wieder ein Mann dargestellt, der sich am Feuer die Füße wärmt. An den äußeren Ecken sind die vier Tageszeiten in sinnbildlichen Gestalten zu sehen.

Mit der Zeit werden die Kalenderillustrationen immer weitläufiger. Die verschiedensten Beschäftigungen und Einzelheiten werden erläutert, und es entstehen regelrechte Sittenbilder. Wir überspringen 300 Jahre und finden besonders schöne Kalenderbilder in den französischen Stundenbüchern,

die in dem Kunstkreis der Brüder van Eyck entstanden sind. Etwa 100 Jahre weiter führen uns die Bilder eines Augsburger Künstlers, der noch ein paar neue Motive dem überlieferten Themenschatz hinzufügt. Knapp, wie es im Charakter der Holzschnittechnik begründet liegt, ist die Darstellung nur in den wesentlichen Umrissen gegeben. Im April sehen wir den Pflüger, wobei die Anspannung, mit der die Pferde den Pflug ziehen, klar hervortritt. Der liebevolle Mai zeigt einen Jüngling die Laute spielend vor einem Fräulein, das im Bade sitzt. Im Juni schlägt der Landmann Holz, eine sonst für diesen Monat nicht übliche Szene (Abb. 1).

Wieder springen wir über ein paar Jahrhunderte hinweg, die uns nichts wesentlich Neues in der Kalenderillustration aufweisen. Auch Chodowiecki gibt auf seinem Kalenderbild von 1782 den alten Formenschatz (Abb. 3). Geräte, Blumen und Früchte sind in derselben Bedeutung wiedergegeben, die wir an den Anfängen unserer Bilderreihe sahen. Aus dem Jahre 1850 stammen die bewegten Szenen-

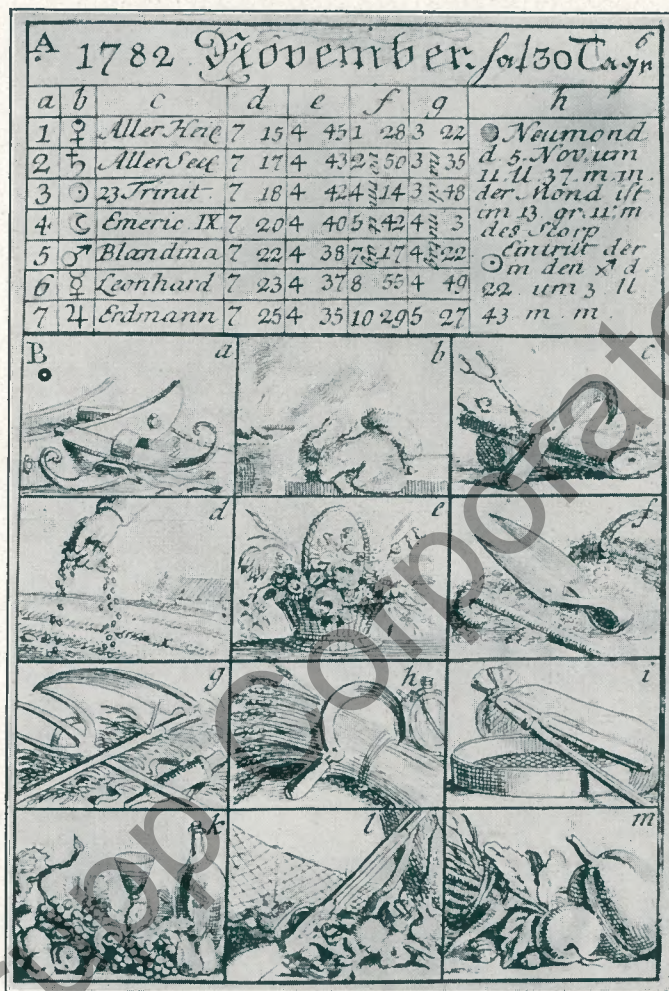


Abb. 3. Der November. (Phot. Eichler.)
Kalenderbild von Chodowiecki 1792.

nenbilder von Alfred Rethel, die von dem Verhalten der Menschen zu den einzelnen Jahreszeiten berichten. Auch hier einige neue Themen: Den Faschingstanz im Februar, März und April zeigen Beginn und Wetterwende des Frühjahrs. Der Oktober findet den Maler draußen, und im November lauscht man in der warmen Stube den Märchen. Eine ganz andere Auffassung gibt um 1907 Hans Thoma. Er nimmt den Gehalt uralter Volksmythen zum Vorwurf seiner Gestaltung und verknüpft ihn mit Naturereignissen. Im Juli schlägt der Donner den Blitz aus den Wolken, im Oktober thronen Bacchus, der Weingott, und ein Satyr auf den Wolken als Sinnbilder herbstlichen Erntereichtums.

So haben wir in den Monatsbildern eine Überlieferung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergegeben wird, und sehen, wie die darstellenden Künstler alle der gleichen Spur folgen.

Eine Fabrik auf Walfischjagd.

Von Peter Jens.

Wer ein gutes Gedächtnis hat, wird sich vielleicht entsinnen, daß im Jahre 1907 der 12 500 t große Fracht- und Gasdampfer „Suevic“ der White-Star-Linie bei Kap Lizard auslief. Nur unter großen Schwierigkeiten konnten Besatzung und Gäste gerettet werden. Das Schiff saß mit dem Vorderteil fest auf dem Felsen auf, und dieses Vorschiff sprengte man später vorsichtig ab. Dem übrigen noch schwimmfähigen Teil schleppte man ab, dockte ihn auf und baute ihm ein neues und schöneres 3000-t-Vorschiff wieder an.

Diese Verjüngungskur ist dem Schiff nicht schlecht bekommen. Im Jahre 1929 wurde es von der Germania-Werft einem erneuten Umbau unterzogen, der es allerdings so gründlich veränderte, daß auch wohl die Fahrgäste vom Kap Lizard es nicht mehr erkennen würden. Es heißt jetzt „Eskytteren“ und ist ein ganz einzigartiges Walfangmutter-schiff geworden.

Walfang! Stehender Bestandteil unserer Jugendbücher von einst, mit dem Ruderboot im Eismeer, dem weit aus-holenden Harpunier, Auge in Auge mit dem im nächsten Augenblick nicht minder weit ausholenden Walfisch. Da-mals hatten die Wale noch gute Lage, denn wenn sie nur ein ganz klein wenig gesunden Walfischverstand besaßen, boxten sie mit ihrer Schwanzflosse jene Ruderboote und Harpuniere in die ewigen Jagdgründe hinüber, ohne sich dabei gerade ausgeben zu müssen. Heute haben sie es er-heblich schwerer. Um 1850 erfand der norwegische Kapitän Svend Foyn die Granatharpune, die zu besonders mörde-rischen Fähigkeiten entwickelt wurde, als man sie mittels Kanonen von Gangdampfern abzuschießen gelernt hatte. Armer Wal! Eine rücksichtslos einsetzende Jagd rottete ihn im Nördlichen Eismeer fast aus.

Eine Zeitlang entzogen sich die gehegten Walrudel ihren Nachstellern durch Auffuchen immer neuer Schlupfwinkel, wobei sie oft ganz abenteuerliche Fahrten unternahmen. Erst 1924 stöberte sie der darin besonders findige Norweger E. A. Larsen im Kosmeer auf. Dieses südlichste Meer der Erde ist vom übrigen Ozean durch einen nicht weniger als 500 bis 1000 km (!) breiten Packeisgürtel abgeschlossen. Diese Barre ist nur sehr schwierig zu durchqueren; möglich ist das überhaupt nur durch die in jenen Gegenden häufigen Blizzardstürme, die das Eisgefüge locker halten. Bis zu drei Wochen dauert diese Fahrt durch das Packeis hin, eben-solange zurück. Es muß alles so klappen, daß man gerade zum polaren Sommer im Kosmeer ist, wo sich dann die Walfische in ganz ungeheuren Mengen versammeln, an-ge-lockt durch die bisherige Unge-störtheit und das sich um diese Zeit in unglaublich großen Mengen entwickelnde Plank-ten, ihr Lieblingsfutter.

Die weite Entfernung vom Ausgangshafen und der lange Aufenthalt in den abgelegenen Polarmeeren hat eine ganz neue Art von Fangunternehmen herausgebildet. Der „Eskytteren“ dient dabei als Mutterschiff; den eigentlichen Fang besorgen fünf bis acht kleine Gangdampfer, die von dem Mutterschiff mit Lebensmitteln und Brennstoffen versorgt werden. Diese Dampfer sind nur bis 40 m lang, fahren 12 Knoten und müssen besonders geräuschlos arbeitende Maschinen besitzen, da sonst die scheuen Wale, schon von weißem gerannt, wegtauchen würden.

Von diesen Jagddampfern aus wird mittels Bugkanone die Granatharpune in den Walfisch geschossen. Die zer- knallende Granate vermag das Riesentier augenblicklich zu töten — ein qualender Todeskampf ist ihm wenigstens erspart. Mit der mit hineingeschossenen Fangleine wird der Wal

an den Dampfer herangeholt, mit Preßluft aufgepumpt (damit er nicht durch das Gewicht seiner großen Muskel- und Knochenmassen untergeht) und schwimmen gelassen, wobei man sein Wiederauffinden durch eine aufgespaltete Flagge erleichtert. Während nun diese bewimpelte Leiche einsam im Eismeer treibt, macht sich der Gangdampfer so- gleich zur Jagd auf weitere Beute auf. Sind drei bis vier Wale erlegt, so werden sie gesammelt, ins Schlepptau ge- nommen und beim Mutterschiff, dessen Stellung durch Funk- spruch ermittelt wurde, abgeliefert.

Gelegentlich liegt um das Mutterschiff eine ganze Ver- sammlung aufgepumpter Wale und wartet auf den Augenblick, wo die Fabrik die Verarbeitung aufnimmt. Inzwischen haben wir Zeit, die Einrichtung des „Eskytteren“ zu besichtigen. Dieser ist über alles 167 m lang und fast 20 m breit, hat 15 500 t Tragfähigkeit und vermag 80 000 Faß Walöl auf- zunehmen. Das Heck ist zu einer schrägen Aufschleppbahn ausgebaut; zwei Dampfwinden schleifen mittels Ketten und Stahltrossen den Walfisch auf das Speckdeck, wo die Speck- schicht des Tieres abgetrennt wird — eine nicht sehr ange- nehme Arbeit. Die fußgroßen Speckstücke wandern in ro- tierende Speckschneider, dann in Speckpressen und endlich in Speckfessel. Das sind große, schmiedeeiserne, durch zwei Decks gehende Gefäße, in denen durch Dampf der Tran aus dem Speckbrei ausgekocht wird. Der Tran gelangt in Klärtanks, wo sich die Unreinlichkeiten am Boden absetzen. Der reine Tran endlich wird den Walölbunkern zugeführt. Den Rückständen wird das letzte Öl entzogen, und dann trocknet man sie zu einer trockenen Guano-masse, die zu Pulver vermahlen und in Säcken aufgehoben wird.

Inzwischen ist der entspeckte Walfkörper auf das höhere Fleischdeck gezogen worden. Dort wird das Fleisch abgelöst und in Kochfesseln ebenfalls vom Öl befreit. Die Rück- stände wandern über Bord, soweit nicht die besonders schmack- haften Stücke zur Verpflegung benutzt werden. Das nackte Knochengestell wird mittels Dampfknochen-sägen zerteilt (Die Kieferknochen sind bis 6 m lang und 2½ m breit). Die Knochenstücke werden in sogenannten Hartmann-Apparaten erweicht und auch ihnen das Knochenöl entzogen. Die Rück- stände werden über Bord geblasen.

Die bisher beschriebenen Arbeitsvorgänge erfordern be- reits eine Menge von Maschinen und Nebenmaschinen. Dazu kommen eine Frischwasser-Erzeugeranlage, Bunker für Heizöl und für Walfischöl, die Schiffsmaschine von 5200 PSi. Der Umbau erforderte 1450 t Stahl. Dazu mußte die Einrich- tung für die 21-köpfige Besatzung geschaffen werden.

Von seiner ersten Gangreise kehrte der „Eskytteren“ mit 80 000 Faß Walöl zurück. Er war also wesentlich mitbetei- ligt an der Steigerung der Welterzeugung von Walfischöl von 1,07 Mill. Faß im Jahre 1925/26 auf 2,6 Mill. Faß 1929/30. Daß trotzdem kein Raubbau an den Walfisch- beständen getrieben wird, dafür sorgen ständig an Bord be- findliche Kommissare der norwegischen Regierung, die darauf zu achten haben, daß keine jungen Tiere getötet werden, und daß nichts noch Verwertbares ins Meer geworfen wird. Verwertet wird, wie wir sahen, fast alles: zunächst das Walöl für Speisefett-, Margarine- und Seifenindustrie. Bis 14 000 l davon ergibt ein Wal. Das sich auf dem Boden der Kochgefäße absetzende Walrat wird zur Bereitung von Salben und Schminken benutzt. Aus Knochen- und Fleisch- rückständen erzeugt man Fischmehl oder Düngemittel und aus den Barten das Fischbein. Jeder von uns hat also schon in irgendeiner Form vom Walfang persönlichen Nutzen gehabt.

Viehmarkt
in Dachau.



Holzschnitt
von
Prof. Walter Klemm,
München.

Bavaria-Verlag, München-Gauting.

Besserung.

Aus den „Lausbubengeschichten“ von Ludwig Thoma.

Wie ich in die Ostervakanz gefahren bin, hat die Tante Fanny gesagt: „Vielleicht kommen wir zum Besuch zu deiner Mutter. Sie hat uns so dringend eingeladen, daß wir sie nicht beleidigen dürfen.“

Und Onkel Pepi sagte, er weiß es nicht, ob es geht, weil er so viel Arbeit hat, aber er sieht es ein, daß er den Besuch nicht mehr hinauschieben darf. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber im Sommer kommen will, jetzt ist es noch so kalt, und man weiß nicht, ob es nicht auf einmal schneit. Aber die Tante sagte: „Nein, deine Mutter muß böse werden, wir haben es schon so oft versprochen.“ Ich weiß aber schon, warum sie kommen wollen; weil wir auf Ostern das Geräucherte haben und Eier und Kaffeebuchen, und Onkel Pepi ist so furchtbar viel. Daheim darf er nicht so, weil Tante Fanny gleich sagt, ob er nicht an sein Kind denkt.

Sie haben mich an den Postomnibus begleitet, und Onkel Pepi hat freundlich getan und hat gesagt, es ist auch gut für mich, wenn er kommt, daß er den Ausruhr beschwichtigen kann über mein Zeugnis.

Es ist wahr, daß es furchtbar schlecht gewesen ist, aber ich finde schon etwas zum Ausreden. Dazu brauche ich ihn nicht.

Ich habe mich geärgert, daß sie mich begleitet haben, weil ich mir Zigarren kaufen wollte für die Heimreise, und jetzt konnte ich nicht. Der Fritz war aber im Omnibus und hat zu mir gesagt, daß er genug hat, und wenn es nicht reicht, können wir im Bahnhof in Mühlendorf noch Zigarren kaufen.

Im Omnibus haben wir nicht rauchen dürfen, weil der Oberamtsrichter Birngiebl mit seinem Heinrich darin war,

und wir haben gewußt, daß er ein Freund vom Rektor ist und ihm alles verschuftet.

Der Heinrich hat ihm gleich gesagt, wer wir sind. Er hat es ihm in das Ohr gewispert, und ich habe gehört, wie er bei meinem Namen gesagt hat: „Er ist der Letzte in unserer Klasse und hat in der Religion auch einen Bierer.“

Da hat mich der Oberamtsrichter angeschaut, als wenn ich aus einer Menagerie bin, und auf einmal hat er zu mir und zum Fritz gesagt:

„Nun, ihr Jungens, gebt mir einmal eure Zeugnisse, daß ich sie mit dem Heinrich dem seinigen vergleichen kann.“

Ich sagte, daß ich es im Koffer habe, und er liegt auf dem Dache vom Omnibus. Da hat er gelacht und hat gesagt, er kennt das schon. Ein gutes Zeugnis hat man immer in der Tasche. Alle Leute im Omnibus haben gelacht, und ich und der Fritz haben uns furchtbar geärgert, bis wir in Mühlendorf ausgestiegen sind.

Der Fritz sagte, es reut ihn, daß er nicht gesagt hat, bloß die Handwerksburschen müssen dem Gendarm ihr Zeugnis hergeben. Aber es war schon zu spät. Wir haben im Bahnhof Bier getrunken, da sind wir wieder lustig geworden und sind in die Eisenbahn eingestiegen.

Wir haben vom Kondukteur ein Rauchcoupé verlangt und sind in eines gekommen, wo schon Leute darin waren. Ein dicker Mann ist am Fenster gesessen, und an seiner Uhrkette war ein großes, silbernes Pferd.

Wenn er gehustet hat, ist das Pferd auf seinem Bauch getanz und hat gescheppt. Auf der anderen Bank ist ein kleiner

Mann gefessen mit einer Brille, und er hat immer zu dem Dicken gesagt: Herr Landrat, und der Dicke hat zu ihm gesagt: Herr Lehrer. Wir haben es aber auch so gemerkt, daß er ein Lehrer ist, weil er seine Haare nicht geschnitten gehabt hat.

Wie der Zug gegangen ist, hat der Frits eine Zigarre angezündet und den Rauch auf die Decke geblasen, und ich habe es auch so gemacht.

Eine Frau ist neben mir gewesen, die ist weggerückt und hat mich angeschaut, und in der anderen Abteilung sind die Leute aufgestanden und haben herübergeschaut. Wir haben uns furchtbar gefreut, daß sie alle so erstaunt sind, und der Frits hat recht laut gesagt, er muß sich von dieser Zigarre fünf Kisten bestellen, weil sie so gut ist.

Da sagte der dicke Mann: „Bravo, so wächst die Jugend her“, und der Lehrer sagte: „Es ist kein Wunder, was man lesen muß, wenn man die verrohte Jugend sieht.“

Wir haben getan, als wenn es uns nichts angeht, und die Frau ist immer weitergerückt, weil ich so viel ausgespuckt habe. Der Lehrer hat so giftig geschaut, daß wir uns haben ärgern müssen, und der Frits sagte, ob ich weiß, woher es kommt, daß die Schüler in der ersten Lateinklasse so schlechte Fortschritte machen, und er glaubt, daß die Volksschulen immer schlechter werden. Da hat der Lehrer furchtbar gehustet, und der Dicke hat gesagt, ob es heute kein Mittel mehr gibt für freche Lausbuben.

Der Lehrer sagte, man darf es nicht mehr anwenden wegen der falschen Humanität, und weil man gestraft wird, wenn man einen bloß ein bißchen auf den Kopf haut.

Alle Leute im Wagen haben gebrummt: „Das ist wahr“, und die Frau neben mir hat gesagt, daß die Eltern dankbar sein müssen, wenn man solchen Burschen ihr Sigleder verhaut. Und da haben wieder alle gebrummt, und ein großer Mann in der anderen Abteilung ist aufgestanden und hat mit einem tiefen Baß gesagt: „Leider, leider gibt es keine vernünftigen Eltern nicht mehr.“

Der Frits hat sich gar nichts daraus gemacht und hat mich mit dem Fuß gestoßen, daß ich auch lustig sein soll. Er hat einen blauen Zwickel aus der Tasche genommen und hat ihn aufgesetzt und hat alle Leute angeschaut und hat den Rauch durch die Nase gehen lassen.

Bei der nächsten Station haben wir uns Bier gekauft und wir haben es schnell ausgetrunken. Dann haben wir die Gläser zum Fenster hinausgeschmissen, ob wir vielleicht einen Bahnwärter treffen.

Da schrie der große Mann: „Diese Burschen muß man züchtigen“, und der Lehrer schrie: „Ruhe, sonst bekommt ihr ein paar Ohrfeigen!“ Der Frits sagte: „Sie können's schon probieren, wenn Sie einen Schneid haben.“ Da hat sich der Lehrer nicht getraut, und er hat gesagt: „Man darf keinen mehr auf den Kopf hauen, sonst wird man selbst gestraft.“ Und der große Mann sagte: „Lassen Sie es gehen, ich werde diese Burschen schon kriegen.“

Er hat das Fenster aufgemacht und hat gebrüllt: „Konduktör, Konduktör!“

Der Zug hat gerade gehalten, und der Kondukteur ist gelaufen, als wenn es brennt. Er fragte, was es gibt, und der große Mann sagte: „Die Burschen haben Biergläser zum Fenster hinausgeworfen. Sie müssen arretiert werden.“

Aber der Kondukteur war zornig, weil er gemeint hat, es ist ein Unglück geschehen, und es war gar nichts.

Er sagte zu dem Mann: „Destwegen brauchen Sie doch keinen solchen Spektakel nicht zu machen.“ Und zu uns hat er gesagt: „Sie dürfen es nicht tun, meine Herren.“ Das hat mich gefreut, und ich sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Oberkondukteur, wir haben nicht gewußt, wo wir die Gläser hinstellen müssen, aber wir schmeißen jetzt kein Glas nicht mehr hinaus.“ Der Frits fragte ihn, ob er keine Zigarre nicht will, aber er sagte, nein, weil er keine so starken nicht raucht.

Dann ist er wieder gegangen, und der große Mann hat sich hingesezt und hat gesagt, er glaubt, der Kondukteur ist ein Preuße. Alle Leute haben wieder gebrummt, und der Lehrer sagte immer: „Herr Landrat, ich muß mich furchtbar zurückhalten, aber man darf keinen mehr auf den Kopf hauen.“

Wir sind weitergefahren, und bei der nächsten Station haben wir uns wieder ein Bier gekauft. Wie ich es ausgetrunken habe, ist mir ganz schwindlig geworden, und es hat sich alles zu drehen angefangen. Ich habe den Kopf zum Fenster hinaus gehalten, ob es mir nicht besser wird. Aber es ist mir nicht besser geworden, und ich habe mich stark zusammengenommen, weil ich glaubte, die Leute meinen sonst, ich kann das Rauchen nicht vertragen.

Es hat nichts mehr geholfen, und da habe ich geschwind meinen Hut genommen.

Die Frau ist aufgesprungen und hat geschrien, und alle Leute sind aufgestanden, und der Lehrer sagte: „Da haben wir es.“ Und der große Mann sagte in der anderen Abteilung: „Das sind die Burschen, aus denen man die Anarchisten macht.“

Mir ist alles gleich gewesen, weil mir so schlecht war.

Ich dachte, wenn ich wieder gesund werde, will ich nie mehr Zigarren rauchen und immer folgen und meiner lieben Mutter keinen Verdruß nicht mehr machen. Ich dachte, wieviel schöner möchte es sein, wenn es mir jetzt nicht schlecht wäre, und ich hätte ein gutes Zeugnis in der Tasche, als daß ich jetzt den Hut in der Hand habe, wo ich mich hineingebrochen habe.

Frits sagte, er glaubt, daß es mir von einer Wurst schlecht geworden ist.

Er wollte mir helfen, daß die Leute glauben, ich bin ein Gewohnheitsraucher.

Aber es war mir nicht recht, daß er gelogen hat.

Ich war auf einmal ein braver Sohn und hatte einen Abscheu gegen die Lüge.

Ich versprach dem lieben Gott, daß ich keine Sünde nicht mehr tun wollte, wenn er mich wieder gesund werden läßt. Die Frau neben mir hat nicht gewußt, daß ich mich bessern will, und sie hat immer geschrien, wie lange sie den Gestank noch aushalten muß.

Da hat der Frits den Hut aus meiner Hand genommen und hat ihn zum Fenster hinausgehalten und hat ihn ausgeleert. Es ist aber viel auf das Trittbrett gefallen, daß es geplatzt hat, und wie der Zug in der Station gehalten hat, ist der Expeditör hergelaufen und hat geschrien: „Wer ist die Sau gewesen? Herrgottsakrament, Kondukteur, was ist das für ein Sau Stall?“

Alle Leute sind an die Fenster gestürzt und haben hinausgeschaut, wo das schmutzige Trittbrett gewesen ist. Und der Kondukteur ist gekommen und hat es angeschaut und hat gebrüllt: „Wer war die Sau?“

Der große Herr sagte zu ihm: „Es ist der nämliche, der mit den Bierflaschen schmeißt, und Sie haben es ihm erlaubt.“

„Was ist das mit den Bierflaschen?“ fragt der Expeditör.

„Sie sind ein gemeiner Mensch“, sagte der Kondukteur, „wenn Sie sagen, daß ich es erlaubt habe, daß er mit die Bierflaschen schmeißt.“

„Was bin ich?“ fragte der große Herr.

„Sie sind ein gemeiner Lügner“, sagte der Kondukteur, „ich habe es nicht erlaubt.“

„Zun Sie nicht so schimpfen“, sagte der Expeditör, „wir müssen es mit Ruhe abmachen.“

Alle Leute im Wagen haben durcheinandergeschrien, daß wir solche Lausbuben sind, und daß man uns arretieren muß. Am lautesten hat der Lehrer gebrüllt, und er hat immer gesagt, er ist selbst ein Schulmann. Ich habe nichts sagen können, weil mir so schlecht war, aber der Frits hat für mich geredet, und er hat den Expeditör gefragt, ob man arretiert werden muß, wenn man auf einem Bahnhof eine giftige Wurst krieget. Zu-



Alte Stadt.

Radierung
von
Georg Siebert.

Jetzt hat der Expeditior gesagt, daß ich nicht arretiert werde, aber, daß das Trittbrett gereinigt wird, und ich muß es bezahlen. Es kostet eine Mark. Dann ist der Zug wieder gefahren, und ich habe immer den Kopf zum Fenster hinausgehalten, daß es mir besser wird.

In Endorf ist der Fris ausgestiegen, und dann ist meine Station gekommen.

Meine Mutter und Annchen waren auf dem Bahnhof und haben mich erwartet.

Es ist mir noch immer ein bißchen schlecht gewesen, und ich habe so Kopfschmerz gehabt.

Da war ich froh, daß es schon Nacht war, weil man nicht gesehen hat, wie ich blaß bin. Meine Mutter hat mir einen Kuß gegeben und hat gleich gefragt: „Nach was riechst du, Ludwig?“ Und Annchen fragte: „Wo hast du deinen Hut, Ludwig?“ Da habe ich gedacht, wie traurig sie sein möchten, wenn ich ihnen die Wahrheit sage, und ich habe gesagt, daß ich in Mühlendorf eine giftige Wurst gegessen habe.

Wir sind heimgegangen, und die Lampe hat im Wohnzimmer gebrannt, und der Tisch war aufgedeckt.

Unsere alte Köchin Theres ist hergelaufen, und wie sie mich gesehen hat, da hat sie gerufen: „Jesus Maria, wie schaut unser Bub aus? Das kommt davon, weil Sie ihn so viel studieren lassen, Frau Oberförster.“

Meine Mutter sagte, daß ich etwas Unrechtes gegessen habe, und sie soll mir schnell einen Tee machen. Da ist die Theres geschwind in die Küche.

Unser Bürschel ist immer an mich hinaufgesprungen und hat mich abschlecken gewollt. Und alle haben sich gefreut, daß ich da bin. Es ist mir ganz weich geworden, und wie mich meine liebe Mutter gefragt hat, ob ich brav gewesen bin, habe ich gesagt, ja, aber ich will noch viel braver werden.

Ich sagte, wie ich die giftige Wurst drunten hatte, ist mir eingefallen, daß ich vielleicht sterben muß, und daß die Leute meinen, es ist nicht schade darum. Da habe ich mir vorgenommen, daß ich jetzt anders werde und alles tue, was meiner Mutter Freude macht, und viel lerne und nie keine Strafe mehr heimbringe, daß sie alle auf mich stolz sind.

Annchen schaute mich an und sagte: „Du hast gewiß ein furchtbar schlechtes Zeugnis heimgebracht, Ludwig?“

Aber meine Mutter hat es ihr verboten, daß sie mich ausspottet, und sie sagte: „Du sollst nicht so reden, Annchen, wenn er doch krank war und sich vorgenommen hat, ein neues Leben zu beginnen. Er wird es schon halten und mir viele Freude machen.“ Da habe ich weinen müssen, und die alte Theres hat es auch gehört, daß ich vor meinem Tod solche Vorsätze genommen habe. Sie hat furchtbar laut geweint und hat geschrien: „Es kommt von dem vielen Studieren, und sie machen unsern Buben noch kaputt.“ Meine Mutter hat sie getröstet, weil sie gar nicht mehr aufgehört hat.

Da bin ich ins Bett gegangen. Meine Mutter hat noch bei der Lüre hereingeleuchtet und hat gesagt: „Erhole dich recht gut, Kind.“ Ich bin noch lange aufgewesen und habe gedacht, wie ich jetzt brav sein werde.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Prof. Dr. O. Hauschild, Hamburg.

Der kaufmännische Briefanfang.

Wie der Schluß, so enthält auch die übliche Einleitung der Geschäftsbriefe viel mehr Formelhafte, als der Privatbrief an beiden Stellen zeigt. Formeln sind willkommen, wo es an Zeit fehlt, wie eben beim Kaufmann, der täglich eine große Zahl Briefe zu erledigen hat. Formeln sind aber auch unpersönliches Allgemeinut; sie haben den Schreiber des Briefes nichts gekostet, kein Nachdenken, und werden darum auch vom Leser geringgeschätzt.

An das Titl. Reformhaus.

Als Überschrift wird meist die Firma des Empfängers gebraucht, und hier treibt sich bisweilen noch ein altes Kanzleisöppchen herum, nämlich das vorgesezte Titl. Es soll besonders österreichische Sitte sein. Daß es ein abgekürztes Ersatzwort für die Titel des Empfängers sein soll, kann man sich denken. Aber wer an eine bestimmte Person schreibt, muß sich doch höflicher Weise auch um ihre Titel kümmern. In Wirklichkeit denkt man sich gar nichts mehr bei diesem Titl., sonst könnte man nicht schreiben: An das Titl. Reformhaus. An die Titl. Grunderwerbsgesellschaft m. b. H. u. dgl. Denn Sachen führen doch keine Titel. Der Gebrauch stammt aus den Hofkanzleien des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Fürsten führten alle einen langen Schweif von Titeln (Herzog von — Fürst von — Graf von — Herr von und zu). Die Schreiber in den Kanzleien konnten sie nicht in jedem gewöhnlichen Schreiben alle anführen, und deshalb setzten sie hinter den Namen ihres Fürsten in Klammern Titul. Sereniss., d. h. Tituli Serenissimi. J. B. erhielt Lessing als Bibliothekar in Wolfenbüttel den folgenden Brief aus der Hofkanzlei des Herzogs von Braunschweig: „Der durchlauchtigste Fürst und Herr (Titul. Sereniss.) lassen dem Hofrath und Bibliothekar Lessing zu W. hiermit die Resolution erteilen, daß...“ Kaufleute haben in der Regel keinen Titel, brauchen auch keinen. Um so verwunderlicher ist es, daß sich dieses verstaubte Amtslatein gerade in und auf Geschäftsbriefen so lange gehalten hat.

P. P. und P. T.

Ebenfalls den Kanzleien entstammt das P. P. oder P. T. über geschäftlichen Rundschreiben. Was bedeuten diese Zeichen? Es ist ebenfalls Amts-latein. P. T. bedeutet praemissis titulis = unter Vorausschickung der Titel; P. P. praemissis praemittendis = unter Vorausschickung des Vorauszuschickenden. Ungemein geistreich das zweite! Müßten wir dieses zopfige Latein immer weiter schleppen? „Ja, aber was soll man über das Rundschreiben setzen?“ wendet jemand ein. Was schon viele drucken lassen: „An meine werten Geschäftsfreunde!“ „An meine werten Kunden!“ Oder man macht gar keine Überschrift und beginnt mit einem schön verzierten großen Anfangsbuchstaben wie in alten Drucken: „Meinen werten Geschäftsfreunden (und Kunden) teile ich hierdurch ergebenst mit...“ Der Kaufmann sollte in deutschen Geschäftsbriefen reines Deutsch schreiben und die toten Sprachen den Gelehrten überlassen.

Grammatische Selbstenthauptung.

„Anbei überreiche Ihnen Rechnung...“ Wo ist das Subjekt, der Kopf des Satzes? Schon Jean Paul nannte die Unsitte, das Ich oder Wir wegzulassen, grammatischen Selbstmord. Nach meinen Beobachtungen ist diese häßliche Gewohnheit in norddeutschen Geschäftsbriefen seltener geworden; in süddeutschen ist sie leider noch recht häufig. Hier könnten wir uns einmal den Engländer zum Muster nehmen. Er schreibt sein I sogar groß, und es fällt ihm nicht ein, den Kopf unter den Tisch zu stecken. Ist nun diese Unterdrückung, dieses Verschwindenlassen der Persönlichkeit des Schreibers, wie so viele kaufmännische Lehrbücher meinen, ein Ausfluß, ein Nachklang jener jämmerlichen Unterwürfigkeit, die bei uns im 17. und 18. Jahrhundert herrschte, als man die Briefe schloß: „Ich ersterbe als Ihr dienstwilligster Diener“? Nein, diese Meinung ist falsch, wenn man auch dem Kaufmann so vielleicht die Unart am besten verleiden könnte. Sie findet sich nämlich schon in Geschäftsbriefen des 16. Jahrhunderts und ist nur durch die Eile und das Streben nach Kürze hervorgerufen. Man ließ auch Wörter wie „habe ich“, „sende ich“ weg, sogar in Briefstellern. Ich wähle einen aus, der in Hamburg 1727 erschien, G. Chr. Bohn, Der Wohlerfahrene Kaufmann, 3. Teil: Die allzeit wohlbestellte Schreibstube — so sagte man damals für Kontor. Da heißt es 3. B. S. 315: „Hochgeehrter Herr — dero Geehrtes vom 12ten dieses wohl erhalten, daraus mit Verwunderung entnehmen müssen, daß E. [Euer Liebden] vermeynet, als wenn Ihnen, weiln die committirten Waren nicht bekommen können, dadurch keine Trauung zustellte usw.“ So sahen damals Musterbriefe in Briefstellern aus. Heutzutage ist in einem Geschäftsbriefe das Versteckspielen mit Ich und Wir ungehörig. In Zeitungsanzeigen ist es noch sehr häufig. Man will ein Wort sparen. Auch in Drahtmeldungen ist es schon eher zu entschuldigen.

Ihr Geehrtes vom 15. d. M. — Mein Jüngstes.

Wie ist die Weglassung von Schreiben, Brief usw. zu beurteilen? Hier darf man meines Erachtens nicht zu streng sein, denn unser Sprachgebrauch läßt auch sonst nicht selten das Hauptwort weg, wenn es sich

leicht ergänzt, und erhebt dafür das Beiwort zum Hauptwort. Wir fahren in der Elektrischen; wir sprechen von der Rechten, Linken (Hand, Partei), vom Ersten, Letzten (Tag des Monats). Höchstens wäre zu beachten, daß der Empfänger aus „unserm Ergebenen“ vom 5. d. M. nicht gleich ersehen kann, ob es sich um einen Brief oder eine Postkarte handelt. Auch würde ich nicht ein bloßes Höflichkeitswort wie „Ergebenes“ oder gar „Lestergebenes“ zum Range eines Hauptwortes erheben. Aber „in meinem Vorigen (Letzten)“ schreiben auch Lessing und Goethe.

Als unschön empfinde ich „der Schreiber dieses“, „der Überbringer dieses“. Das Fürwort ragt gleichsam ins Leere hinaus.

An „mein Jüngstes“ knüpfen sich verschiedene schlechte Witze an, die natürlich jeder Kaufmann schon als Lehrling kennenlernt. Es ist ja zweideutig. Dagegen ist „mein jüngstes Schreiben“ nicht zu tadeln. Wir reden vom jüngsten, d. h. letzten Bericht, und jüngst als Umstandswort ist noch keineswegs veraltet, besonders in gehobener Sprache. Und wenn es das auch wäre, jede Fachsprache hat ein Recht auf alle ihr eigentümliche Wörter und Wendungen, wenn sie nur sozusagen sprachgeschichtlich beiblaubigt und nicht mißbräuchlich gegen den Geist der Sprache entstanden sind.

Ich bekenne mich zum Empfang Ihres Schreibens.

Diese noch immer nicht seltene kaufmännische Briefeinleitung liegt im Ausdruck zu hoch; sie macht zu viel Aufhebens von einer geringfügigen Sache. „Eich bekennen zu etwas“ hat in unserm Sprachgebrauch immer den Nebeninn des Öffentlichen, Feierlichen. Man bekennet sich zu einer Lehre, einem Glauben, einer Lebensanschauung, einer Partei; vor Gericht zu einem Vergehen, zu einem Kinde (als Vater), zu einer Schrift (als Verfasser) usw. im Sinne von „eingestehen“. Für den Empfang eines alltäglichen Geschäftsbriefes ist der Ausdruck zu feierlich und muß daher auf die Nichtkaufmann komisch wirken. In wichtigen Quittungen und Schriftstücken, die den Wert einer Urkunde haben, mag er angebracht sein. Vermutlich ist dieses bekennen von dem Stil älterer Schuldscheine, von Zahlungsbescheinigungen, Scheinen für hinterlegtes Gut usw. übernommen worden.

Wir gelangten in den Besitz Ihrer gef. Postkarte...

Wie hat man da den einfachen Gedanken „Wir haben Ihre Postkarte erhalten“ aufgebläht! Als ob man sich besondere Mühe gegeben hätte, die Karte zu erhalten! „Im angenehmen Besitz Ihres Schreibens v. 10. d. M.“ — „Durch einen Geschäftsfreund in den Besitz Ihrer werten Adresse gelangt.“ — „Wir besitzen Ihr gef. Schreiben vom 6. d. M.“ usw. Die Erwähnung, daß man einen Brief besitzt, in Händen hat, kann unter Umständen bei gerichtlichem Streit angebracht sein. Aber für die bloße Empfangsanzeige eines Briefes, einer Postkarte wiegt besitzen und Besitz zu schwer. Für die Mitteilung, daß man eine gelieferte Ware (Sendung) wirklich erhalten habe, mag es angemessen sein, zu schreiben, man sei in ihren Besitz gelangt. Das sollte man aber nicht auf gewöhnliche Briefe oder Karten übertragen.

In Antwort auf... — Antwortlich Ihres Schreibens...

Undeutsch ist „In Antwort auf...“; es ist offenbar Wiedergabe des französischen en réponse à. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die Gebildeten in Deutschland sich lange Zeit in ihren Briefen der französischen Sprache bedient haben, und man wird sich nicht darüber wundern. Zur Entlastung des Kaufmanns will ich einige Stellen aus G. Steinhäusen, Geschichte des deutschen Briefes, anführen, II, 19: „Im 1700 war eine vollständig deutsch-französische Briefsprache in Deutschland allgemein üblich. Kein deutsche Briefe gab es damals überhaupt nicht mehr.“ II, 22: „Bis gegen 1730 gilt als Normalsprache in Briefen ein deutsch-französisches Gemisch.“ Die Briefaufschriften sind noch bis 1800 französisch. Eine jämmerliche Zeit! Nachahmung des Französischen ist wohl auch die Verwendung von in mit einem Hauptwort auf — ung: In Beantwortung (en répondant) — In umgehender Erledigung — In sofortiger Erwidierung usw.

„In Antwort auf“ hat man dann weiter zusammengezogen in Antwortlich (Ihres Schreibens). Das ist nun wieder deutsche Kanzleigewohnheit, wie die Schreiber auch aus „in bezug auf“ bezüglich, aus „in Hinsicht auf“ hinsichtlich zusammengequetscht haben. Richtiges und gutes Deutsch wäre: Als oder zur Antwort auf Ihr Schreiben teile ich Ihnen mit... Aber das schreibt kein Mensch mehr.

Wozu überhaupt eine Einleitung? In neuerer Zeit ist man praktischer geworden. Man läßt links oben vordrucken: Ihr Schreiben vom... Damit erspart man nicht nur Zeit, sondern es hat auch den Vorteil, daß die Hauptsache, eben das, was man mitzuteilen hat, nicht in einen abhängigen Nebensatz mit „daß“, gerät. Wenn einige dagegen sagen, man könne doch nicht mit der Tür ins Haus fallen, so wiegt dieser Einwand meines Erachtens nicht schwer, besonders in Betrieben, wo man darauf aus ist, das Schreibwerk planmäßig zu vereinfachen. Auch für die veraltete Einleitung „Der Zweck des Gegengewärtigen ist...“ hat man den sogenannten Betteff eingeführt.



Bavaria-Verlag, München-Gauting.

Radierung von O. R. Bossert.

Die Ernte.

Frauenberufsarbeit und Familienverantwortung.

Von Bertha Hindenberg-Delbrück.

(Schluß.)

Wenn schon die bisher betrachtete hauswirtschaftliche Seite der Hausfrauenaufgabe als Beruf gewertet werden muß, der ohne Schaden keinen anderen neben sich erträgt — wieviel mehr gilt das noch von dem eigentlichen Kern und Sinn des Hausfrauentums: der Mutteraufgabe! Hier spricht ja die Natur auch zu klar. Sie hat das Mutterwerden zu einem lange sich entwickelnden und lange abklingenden Vorgang gemacht, der Körper und Geist der Frau auf das entscheidendste wandelt und bildet, und sie bindet in den ersten Jahren das junge Menschenkind physisch noch ganz an die Mutter. Es ist doch gar keine Frage, daß auch bei gesunden Frauen mindestens diese Zeit des Mutterwerdens und -seins mit einem außerhäuslichen Beruf, soweit er die Frau zu festen regelmäßigen Leistungen verpflichtet, nicht zu vereinen ist ohne Beeinträchtigung des Kindes und der Berufsleistung. Der gesetzliche Mutterschutz, der der gewerblichen Arbeiterin kurze Zeit vor und nach der Geburt Schonung ermöglicht, müßte, um seinen volksbiologischen Sinn am Kinde wirklich zu erfüllen, in Form eines Verbotes nichthauswirtschaftlicher Berufsarbeit mindestens auf im ganzen 18 Monate ausgedehnt werden; und er würde auch dann die Sache noch nicht ganz erfassen. Eine durch die Doppellast von Haus und Beruf zersplitterte, übermüdete Mutter wird kein so gesundes Gefäß für werdendes Leben sein, ihm nicht die gleichen Kräfte mitgeben können wie eine noch so kräftig häuslich schaffende, aber innerlich gesammelte Frau. Da mindestens vier Kinder

in jeder gesunden Ehe geboren werden müssen, wenn unser Volk nicht sterben soll, so bedeutet das bei einem Zwischenraum von zwei Jahren zwischen den Kindern vom Beginn der Ehe an etwa neun Jahre, in denen außerhäusliche Berufstätigkeit mit den Mutterpflichten nicht vereinbar ist. Und dann? Dann sind die ältesten Kinder schon im Schulalter, und es hat jene Zeit begonnen, wo diese Kinder zwar äußerlich die Mutter einen guten Teil des Tages freilassen, aber innerlich ihrer bis zur Reife in steigendem Maße bedürfen. Gewiß ist nicht mehr eine ihnen dauernd fühlbare Einwirkung der Mutter nötig, aber die dann einsetzende Form häuslicher Erziehung braucht eine stete, stille Wachheit und Aufmerksamkeit der Mutter auf die Kinder selbst und auf die Fülle von Miterziehern, die nun erstehen, auch eine innere Arbeit der Mutter und eine Sammlung für die Erziehungsaufgaben, mit der sie den außerhäuslich tätigen Vater ergänzen muß. Unter der Beantwortung einer Rundfrage, die der Verlag Beyer über die Vereinigung von Beruf, Ehe, Mutterschaft veranstaltete, fand sich auch die Antwort einer jungen Frau in einer bekannten Stellung, die sich begeistert zur Vereinigung von Mutterschaft und Beruf bekannte, unter anderem mit der Begründung, daß die größeren Kinder ja heute von der Schule ohnehin viel mehr, fast den ganzen Tag, beansprucht würden. Sie fand das bequem und gut — in einer Zeit, wo die Besonnenen und Weiterschauenden ernstlich vor dieser Entwicklung warnen! Sie hörten vorhin von dem

Auf der Jugendpflege nach der unerfeglichen Familien-
erziehung. Das gleiche gilt von dem tieferblickenden
Pädagogen der höheren Schulen. Auch sie rufen nach dem
Elternhaus, das in den letzten Jahren allzu widerstandslos
ein Erziehungsgebiet nach dem anderen der Schule überlassen
hat. Ich erinnere als ein Beispiel nur an die Aufklärung über
die Quellen des Lebens, jenes ebenso schwierige wie wichtige
Erziehungsgebiet, das an vielen Orten die Schule bereits
vollständig übernommen hat, so daß bestenfalls die Eltern
benachrichtigt werden über den Zeitpunkt, zu dem diese
Mitteilung durch die Schule erfolgt. Und dabei ist heute
das Elternhaus neben und über der Schulerziehung nötiger
als früher, denn nur das Elternhaus kann noch bieten, was
die Schule verloren hat: die Einheit des Erziehungszieles,
den festen, auf der Überlieferung ruhenden Grund, den der
junge Mensch braucht, um erst einmal Wurzel zu schlagen,
die festen Maßstäbe, die er nötig hat, um, sei es in Hingabe,
sei es im Widerstand, an ihnen zu erstarren. All dies lebt
nicht so sehr in Wort und Lehre als in der gesamten geistigen
Luft des Elternhauses, die das Kind vom ersten Augenblick
einatmet, und die, unterstützt durch die Macht der Bluts-
gemeinschaft, unmerklich viel nachhaltiger erzieht, als es die
Schule vermag. Hauptträgerin dieser Einwirkung ist die
Mutter, in deren Hand Pestalozzi die Erziehung des Volkes
legen wollte, und von der Bismarck wußte, daß sie durch die
Kindersube bis in die Wurzeln des Volkes bildend hinabreicht.
Dieser tiefsten bildenden Kraft begibt sich die Frau, die viel
abwesend ist, körperlich wie geistig abwesend ist, die innerlich
noch ein anderes Gesetz, noch einen anderen Lebensmittelpunkt
hat als ihre Familienaufgaben. Kinder haben ein sehr feines
Gefühl hierfür. Die „Wohnstube“ Pestalozzis, die „Kinder-
stube“ Bismarcks, sie brauchen keine fachgeschulten Frauen —
es ist das Herrliche an dieser Aufgabe, daß sie auch von ganz
einfachen Frauen gelöst werden kann —, aber sie braucht
Frauen, in sich ruhend mit festem Wertbewußtsein,
Frauen, gesammelt auf diese Aufgabe, die niemals
als Nebenaufgabe gelöst werden kann, sondern,
was auch die Hände tun mögen, die stete Wachheit
und Bereitschaft des inneren Menschen fordert.

So wertvoll für die Persönlichkeit der Frau sein mag, was
sie sich draußen im Beruf erarbeitet, unmittelbar notwendig
für die Familie ist es nicht. Wie der Mann, beladen mit den
Eindrücken des Draußen, ermüdet vom Kampf mit ihnen,
im Hause die Erfrischung und Belebung durch andere geistige
Inhalte braucht als die, die sein Arbeitsleben füllen, so be-
dürfen wir für unsere Kinder in der Familie nicht etwa noch
ein Mehr an „Anregungen“. Einen festen, ruhenden Mittel-
punkt braucht die Familie heute nötiger als je, an dessen
sammelnder und ordnender Kraft sich ankrystallisieren kann,
was von draußen kommt, um beruhigt und neu geformt wieder
auszustrahlen in die Welt. Dies Wärmen, Leuchten und
Strahlen des Herdfeuers, das nicht nur die Familie im engsten
Sinne, sondern den größeren Kreis der Sippe und der
Freunde in sein Lichtbereich einbeziehen muß und auch die
Hausgehilfen nicht ausschließen darf — dies Feuer will
mit steter Kraft gehütet sein. Man kann es nicht wie die
Gasflamme bei der Rückkehr vom Ausgang plötzlich an-
zünden und wieder auslöschen.

Neue Erkenntnis also und vertiefte Lösung der Aufgaben
im Hause, heißt es wie für die Hausfrau, so auch für die
Mutter. Bedeutet das nun etwa, sie in eine Enge bannen,
sie ausschließen von der Weite geistigen Lebens, von
sozialem und staatsbürgerlichem Schaffen?

Als ob dies alles gebunden sei an außerhäusliche Berufs-
tätigkeit! Die jahrzehntelange Blickrichtung der Frauen-
bewegung auf das Außerhäusliche — verständlich als
Rückwirkung einer jahrhundertelangen Alleinherrschaft des
Häuslichen im Leben der Frau — hat wesentlich mitgewirkt

an jener Verkennung der königlichen Aufgaben im Hause
und jener Aschenbrödelrolle der Hausmutter, an die sie selbst
eine Weile geglaubt hat. Wir sahen schon, wie Geist auch
im rein hauswirtschaftlichen stecken kann. Die eben betrach-
teten größeren Pflichten aber: Kinder erziehen, Form und
Geist des Hauses prägen, Familie im engeren und weiteren
Sinne bilden, sind das weniger geistige, sind das nicht viel-
leicht gerade heute, wo es nicht nur zu erhalten, sondern zu
verteidigen, neu zu erobern und zu gestalten gilt, die höchsten
geistigen Aufgaben der Frau? Und verlangen diese Aufgaben
nicht in der führenden Kulturschicht gerade heute, wo die
Tradition erschüttert ist, eine umfassende und vertiefte Bildung,
eine geistige Beherrschung der Welt, in die wir unsere Kinder
hineinführen, eine ständige innere Auseinandersetzung mit
ihr und dabei eine große Sicherheit und Festigkeit? Das alles
will dauernd erarbeitet werden. Man lernt es nicht allein
im Beruf, so dankbar wir sein wollen für die in jeder tüchtigen
Berufsausbildung und -ausübung steckenden Bildungswerte.

Es ist ein Glück und ein Zeichen der Besinnung, daß neben
den vielen Formen der höheren Mädchenschule, die in starker
Angleichung an die männlichen unsere Töchter für das Berufs-
leben vorbereiten, in der „Frauenoberschule“, wie sie in
Preußen jetzt erprobt wird, eine Schulform herausgebildet
wird, die bewußt nicht Fachschule oder Vorschule für Fach-
bildung sein will, sondern allgemein bildende Vorbereitung
für die Hausfrauen- und Mutteraufgaben der Frau. Gewiß
kann auch die Schulung, wie sie für andere Frauenberufe
heute üblich ist, wertvoll werden für den künftigen Hausfrauen-
und Mutterberuf, wenn die jungen Frauen sich die Blickweite
und die Schwungkraft bewahren, die dann zur Umstellung
auf die von allen außerhäuslichen Berufen so völlig verschie-
dene Wirkungsform der Hausfrau und Mutter gehört.

Freilich besteht anderseits für die Hausfrau die Gefahr,
daß ihr Blick in häuslicher Enge steckenbleibt, und eine
Schicht von Hausfrauen der letzten Vorkriegsjahrzehnte
trifft dieser Vorwurf vielleicht mit besonderem Recht. Da
war es ein Segen, daß der Krieg die Augen gewaltsam
öffnete. Geistige Aufgabe der Hausfrau von heute ist es,
sich diesen freien Blick in das Leben ihres Volkes, in die Welt
überhaupt zu erhalten, die Beziehungen zwischen ihrem
häuslichen Reich und dem Volksleben mit wachen Augen
zu verfolgen und das Gesehene zu verarbeiten. Nur so wird
sie mit ihren Kindern innerlich mitkönnen und ihnen gewachsen
bleiben, nur so sich die großen Gesichtspunkte wahren können,
die Einstellung aufs Ganze, die ihrer täglichen Kleinarbeit
den höheren Sinn und ihr selbst die nötige Schwungkraft
verleiht. Es gibt ja kaum einen Bezirk unseres wirtschaft-
lichen und kulturellen Volkslebens, zu dem aus Haus und
Familie nicht Wege eigenen Erlebens führten. Hier zugleich
elastisch und fest in den verwirrenden Ansprüchen der Zeit
und den eigenen Neigungen und Begabungen den richtigen
Weg zu finden, frei, offen und reich zu bleiben und dabei die
Harmonie und Geschlossenheit des eigenen Wesens wie des
Lebens im Hause zu wahren — das ist eine von den nicht
leichten, aber bedeutsamen geistigen Aufgaben, die die Haus-
frau von heute bewußt und klar lösen muß.

Nicht selten wird die Forderung erhoben, daß das Gefühl
sozialer und staatsbürgerlicher Verpflichtung als sittlich
berechtigtes Motiv zur Übernahme außerhäuslicher Berufs-
arbeit für die verheiratete Frau anerkannt werde. Gerne sei
das Soziale und Staatsbürgerliche als höchste bindende Ver-
pflichtung auch für die Hausfrau zugegeben und dankbar
festgestellt, daß das Bewußtsein dieser Verpflichtung seit dem
Kriege in uns stärker und heller geworden ist, als es in früheren
Frauengeschlechtern war. In ihren sozialen und staatsbürger-
lichen Laten standen aber diese Geschlechter keineswegs hinter
uns zurück. Denn auch die soziale und staatsbürgerliche
Leistung ist nicht gebunden an außerhäusliche Betätigung.



Auf der Weide.

Radierung
von
D. N. Boffert.

Es ist aber an der Zeit, jene merkwürdige Einengung des Begriffes „sozial“ zu überwinden, die unter Vergewaltigung des Wortsinns statt in einer auf das Ganze des Volkes gerichteten selbstlosen, opferbereiten Gesinnung und Tat das „Soziale“ nur sieht im Sinnen oder Handeln für die schwachen, notleidenden Teile der Volksgemeinschaft. Es ist nicht einzusehen, warum einer darauf gerichteten außerhäuslichen Tätigkeit ein höherer sozialer Sinn innewohnen soll als der häuslichen Sorge für das Gesunde und Kranke, das Starke und Schwache. Muß doch angesichts der jetzt allgemein durchdringenden Erkenntnis, daß die Familie das tragende soziale Gebilde ist, unser unmittelbarer Dienst an dieser im Augenblick geschwächten und bedrohten Zelle gerade heute als eine besonders drängende und bedeutsame soziale Aufgabe anerkannt werden. Aber auch innerhalb der häuslichen Pflichten gibt es für die Hausfrau so viele unmittelbare natürliche Verbindungen mit der Lösung sozialer Sonderaufgaben — erinnert sei an die Hausgehilfsinnenfrage, an die hauswirtschaftliche Ausbildung der Jugend, an die Frage der Stützung der Landwirtschaft, des Mittelstandes und des Handwerks durch richtigen Einkauf —, daß sie wirklich nicht noch einen besonderen sozialen Beruf braucht, um denkend und handelnd sozial mitzuarbeiten. Auf die Gesinnung und den richtigen Blick kommt es auch hier an, darauf, daß die Hausfrau versteht und berücksichtigt, wie ihr Tun und Lassen sich im sozialen Gesamtleben des Volkes auswirkt und anderseits hilft, daß in diesem Gesamtorganismus die tragende Zelle der Familie nicht, wie es heute oft der Fall ist, zu kurz kommt.

Das gleiche gilt vom Staatsbürgerlichen. Es liegt wohl an der engen geschichtlichen Verbindung von Frauenbewegung und Demokratie und am demokratischen Aufbau unseres öffentlichen Lebens, daß man als staatsbürgerliche Betätigung und Leistung in der Hauptsache immer die unmittelbare öffentliche Mitarbeit am staatlichen Leben anspricht, wie sie sich heute vollzieht mit Stimmzettel, Ausschüssen, Sitzungen, Parlamenten, Organisationen, Parteien, Versammlungen, Reden, publizistischer Betätigung, diesen im Grunde von uns Frauen so gar nicht geliebten und begehrten Dingen, von denen man uns aber immer versichert (und unter der heute geltenden Verfassung mit Recht), daß sie staatsbürgerliche Pflicht seien. Falsch wird solche Wertung da, wo die Erfüllung dieser Pflichten, die neben den häuslichen geleistet werden und sich ihnen einordnen müssen, als das „Höhere“ gegenüber dem engen häuslichen Kreis dargestellt wird, und wo die berufliche unmittelbare Mitarbeit an der Gestaltung des öffentlichen Lebens als das eigentlich „Staatsbürgerliche“ mit einem besonderen Nimbus umgeben wird. Dabei wird verkannt, daß die höchste einzigartige staatsbürgerliche Aufgabe der Frau, eine den Staat wie keine andere Frauenarbeit tragende Leistung — auch im Innersten des Hauses liegt, und daß es wieder nur darauf ankommt, diese Leistung der Frau selbst als zugleich staatsbürgerliche Aufgabe bewußt zu machen und so Kraft- und Verantwortungsgefühl dafür zu erhöhen: Wäre die Mutter als lebenspflegende, wäre sie als lebenerziehende und -bildende Kraft in Familie und Staat ersetzbar, als lebensschaffende ist sie es nicht. Alles andere können zur Not die anderen auch. Dies kann

nur die Mutter. Warum haben wir Frauen uns in den letzten Jahrzehnten nur so eifrig bemüht, zu zeigen, was wir sonst noch alles können, ebensogut oder besser können als der Mann (ich will das gar nicht bezweifeln), statt mit Einsatz und Sammlung der höchsten Kräfte, des Willens, Geistes und Gemüts, das in höchster Vollendung zu tun, was nur wir können? Hier ist weibliches Schöpfungstum, hier ist das, um dessen Anerkennung als weibliche Kraft die Frauen auf dem Gebiete des geistigen Lebens in den letzten Jahren so leidenschaftlich ringen. Hier ist das Hinausstellen von etwas Lebendigem in die Welt, das, losgelöst vom mütterlichen Wesen, nach eigenen Gesetzen weiterlebt und wirkt; hier ist jene wunderbare Einheit vom Einsatz persönlichster Kräfte und Gnade aus einer anderen Welt, von Hingabe und Tat, vom Körperlichen und Seelischen, vom Einfachsten und Größten, vom Sterb und Werde, vom Persönlichsten und Volkhaften, wie es zum Wesen des Schöpferischen gehört.

Wie man aber nun auch die Frage des Schöpferischen der Frau beurteilen will — eines ist sicher: daß wir mit dem Quell des Lebens zugleich an der heiligen Stelle stehen, wo Frauenleben und Volksleben, Frauenleistung und Staat untrennbar auf ewig und auf Gedeih und Verderb miteinander verflochten, verwurzelt sind, nach Gesetzen, an deren ehernem Ablauf kein Menschenklügeln etwas zu ändern vermag. Eine furchtbare Tragik oder eine bittere Ironie will, daß fast genau zu dem Zeitpunkt, als die staatsbürgerlichen Bestrebungen der Frau langsam vorzudringen und Erfolg zu haben begannen — in den neunziger Jahren nach dem Tode Bismarcks —, das Versagen der höchsten staatsbürgerlichen Frauenleistung einsetzte in Gestalt des Geburtenrückganges, der in steilem Abstieg Deutschland heute zum geburtenärmsten Land der Erde gemacht hat im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl, während gleichzeitig der Stern der Frauenbestrebungen aufstieg und meinte, die Frauen zu höchster Freiheit, Persönlichkeitsentfaltung und staatsbürgerlicher Leistung zu führen.

Der Geburtenrückgang begann nicht — das muß zu seiner Beurteilung klar festgehalten werden — in den armen Bevölkerungsschichten, er begann in den wohlhabenden Kreisen. Er begann und wuchs nicht in Zeiten wirtschaftlicher Not, sondern in Zeiten glänzenden wirtschaftlichen Aufstiegs, er begann und wuchs nicht in einer Zeit der Wohnungsnot, sondern in der Zeit einer Überfülle weiträumiger Wohnungen. Er begann nicht bei geknechteten, häuslich überlasteten Frauen, sondern im Zeitalter der Befreiung der Frau. Hier sollen nicht etwa unmittelbar Ursache und Wirkung aufgezeichnet und angeklagt werden; dazu sind die Zusammen-

hänge viel zu verwickelt. Es muß aber um der Lösung unserer Frage willen klar gesehen werden, daß die hohe Bewertung außerhäuslicher Frauenleistung der Vermehrung der Geburten nicht förderlich war und ist und ihrer Verminderung mindestens nicht entgegengewirkt hat, wie auch die Stimmen, die zur Prüfung dieser im höchsten Sinne staatlichen Frage aufriefen, nicht aus Frauenkreisen kamen. Es ist klar, daß

sonwohl die Frauen, die verdienen müssen, wie die Frauen, denen Berufsausübung neben der Familienverantwortung ein hohes, auch sittlich bewertetes Gut bedeutet, eine große Kinderzahl nicht begrüßen, nicht wünschen können, denn jedes Kind vermehrt auf das stärkste die Schwierigkeit der Doppellast und beeinträchtigt ihre wirtschaftlichen und sonstigen Erfolge. Es ist deshalb sicher, daß, abgesehen von den Fällen, wo Erwerbsarbeit bewußt vorübergehend aufgenommen oder beibehalten wird, um die wirtschaftlichen Grundlagen für Mutterschaft zu erwerben, die Vereinigung von außerhäuslichem Beruf und Familienverantwortung die Beschränkung der Kinderzahl fördert.

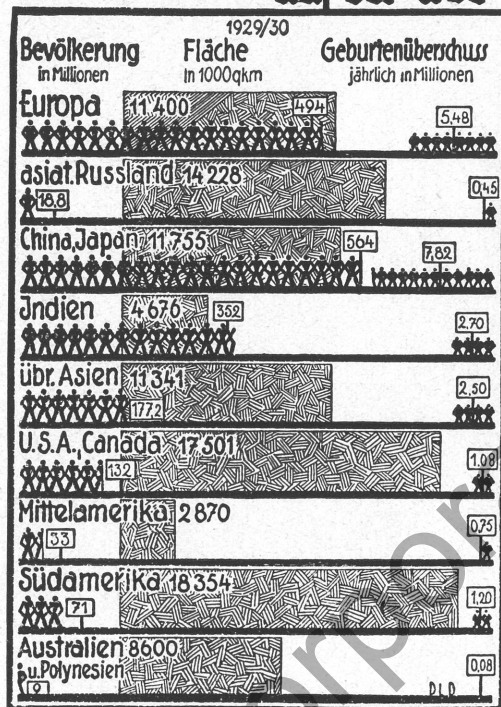
Aber ist das denn wirklich ein Schaden für Familie und Staat? Ist es nicht eine ungeheure Einsseitigkeit, hier eine Kernfrage ihres Gedeihens sehen zu wollen? Ist die Beschränkung der Geburtenzahl heute nicht vielmehr für den einzelnen, für Familie und Volk eine wirtschaftliche Notwendigkeit? Wird nicht die geistig hochstehende Frau durch die Qualität ihres Nachwuchses die fehlende Menge ausgleichen? Wird nicht die allgemeine Fürsorge für die Jugend im gleichen Sinne wirken? Und wird nicht durch Einstromen der so frei gewordenen geistigen Schöpferkräfte der Frau in die Volkskultur diese um mehr geistige Werte bereichert, als sie an physischen verliert?

Lassen wir uns für die Beantwortung dieser Fragen, mit der die Frage „Mutter und außerhäuslicher Beruf“ zugleich entschieden wird, eine Richterin suchen, die jenseits allen persönlichen Meinens und Fühlens, jenseits vom heißen Ringen des Tages, klar und unbestechlich ein Urteil verkündet, das Anspruch auf unbedingte Gültigkeit

machen darf — lassen Sie uns die Geschichte fragen. Sie lehrt, daß da, wo die Frauen ihrem Volk das Lebensgeschenk versagen oder beschränken, mit den Völkern selbst ihre Kultur verdirbt und stirbt. So ist Hellas versunken. So versank Rom, das sich anschickte, die Welt zu beherrschen, und von den Germanen fortgesetzt wurde, als es wohl noch Damen, emanzipierte Frauen (dies Wort gebraucht Mommsen), Hetären, Arbeitsflavinnen, aber keine Hausmütter mehr gab und die Einwohnerzahl auf ein Drittel gesunken war.

Begleitet wird solches Kranken und Sterben eines Volkes von vier Todesboten, vier apokalyptischen Reitern gleichsam,

Der Bevölkerungsdruck auf der Erde



Die schwierige Lage der Wirtschaft, die sich in allen Maßnahmen der Regierung widerspiegelt, ist nicht nur eine Not des deutschen Volkes, sondern bald auch eine aller anderen europäischen Völker. Der Boden Europas und vor allem auch der Boden Deutschlands kann eben nicht allen auf ihm geborenen Menschen Brot und Arbeit geben, wenn die Ausfuhr der hochqualifizierten deutschen und europäischen Industriearbeit in die übrige Welt, die noch soviel Raum hat, in immer größerem Umfange unterbunden wird. Das Bild zeigt, wie ungleichmäßig die Bevölkerung auf die einzelnen Erdteile verteilt ist, und welch ungeheurer Bevölkerungsdruck im europäischen sowie im chinesisch-japanischen und indischen Raume herrscht. Eine Befriedung der Welt wird nur auf die Dauer möglich sein, wenn diesen drei Ameisenhaufen der Erde mehr Raum, mindestens aber mehr Arbeitsmöglichkeit durch Gleichberechtigung aller Völker und Nationen auf der Erde gewährt wird. Dazu ist aber der umgekehrte Weg notwendig, den wir heute gehen, nämlich die Zollmauern müssen abgebaut werden, die Kreditfrage muß international geregelt und das Wetttrüben eingestellt werden.

Mädchenkopf.



Zeichnung
von
G. Gelbke.

deren Nahen auch schon bei uns vernehmbar ist: der erste ist die Vergreisung des Volkes. Sie besteht darin, daß der immer geringer werdende jugendliche Nachwuchs eine wegen der günstiger werdenden Sterblichkeitsziffer zunehmende Greisenschaft tragen und erhalten muß. Bereits in fünfzig Jahren wird jeder sechste Deutsche zur Klasse der nicht mehr erwerbsfähigen Leute gehören, und schon 1933 werden deshalb die Einnahmen aus der Invalidenversicherung nicht mehr die Ausgaben decken. Eines der Zeichen übrigens, daß es genau wie auf dem Arbeitsmarkt eine falsche Rechnung ist, von der Geburtenbeschränkung eine Besserung der wirtschaftlichen Lage zu erwarten.

Der zweite Todesbote ist die sogenannte Unterwanderung, das zunächst unfriederische Eindringen geburtenstarker Nachbarn in das durch Geburtenbeschränkung sich entvölkernde Land, wie es auf unserem Arbeitsmarkt schon vor dem Kriege festzustellen war und jetzt an unserer polnischen Ostgrenze in erschreckendem Maße sich vollzieht.

Der dritte Todesbote ist die physische und psychische Entartung des sterbenden Volkes. Die Ausflucht, daß der Nachwuchs aus klein gehaltenen Familien qualitativ hochwertiger sein könne, war durch Erfahrung widerlegt, ehe sie in der Öffentlichkeit geäußert wurde. Die kinderreiche Familie gesunder Volksschichten hat sich zu allen Zeiten als die Stätte erwiesen, wo im Miteinander der sich gegenseitig abschleifenden Kinder nicht nur eine gesunde Selbstständigkeit und Selbstbehauptungskraft, sondern zugleich auch die sozialen Tugenden hilfsbereiter Einordnung in ein größeres Ganze gebildet werden.

Aber vielleicht ist das Mittelgut, was so heranwächst? In der Sonderschau der kinderreichen Familien auf der Hygieneausstellung in Dresden 1930 war eine Tafel zu sehen mit den Bildern der Großen unseres Volkes, die aus kinderreichen Familien kamen, als deren dritte bis dreizehnte Sprößlinge: Hans Memling, Dürer, Luther, Zwingli, Händel, Bach (zwölftes Kind), Haydn, Mozart, Beethoven, Friedrich der Große (vierter unter vierzehn), Kant (vierter unter neun), Lessing (dreizehntes Kind), Freiherr vom Stein (fünftes Kind), Heinrich von Kleist (vierter unter neun), Blücher, Schubert, Weber, Schumann, Richard Wagner, Robert Koch, Siemens, Bismarck (vierter unter sechs), und Hindenburg, dessen Vater dreizehntes Kind unter vierzehn Geschwistern war, wären nicht geboren, wenn ihre Mütter gemeint hätten, durch Beschränkung der Kinderzahl die Qualität ihres Nachwuchses heben zu sollen. In der großen Mehrzahl dieser Familien herrschte wirtschaftliche Enge, in den meisten Not. Eltern und Kinder lebten unter Entbehrungen und Opfern, und gerade hieraus ist immer wieder dem deutschen Volk gesunde, stolze Kraft gewachsen. Der preussische Staat, dessen führende Schichten sich großgehungenert haben, ist Musterbeispiel dafür. Und wenn heute die Not so ungeheuer geworden ist, daß sie oft buchstäblich keinen Raum läßt für gewünschtes und gewolltes Leben, so muß doch zugegeben werden, daß die letzten und stärksten Wurzeln des Geburtenrückganges auch heute nicht in der Not liegen, sondern in der veränderten inneren Einstellung der Menschen zu den wirtschaftlichen Dingen, in der geringeren Fähigkeit und Bereitschaft, die materiellen und geistigen

Knabe mit Frosch.
Plastik von G. Best.



Bronzeguß
des
Lauchhammerwerks
(Mitteldeutsche Stahlwerke AG.)

Bedürfnisse des Ich zu opfern für die Gemeinschaft. Wir stehen jetzt vor der Frage: Sollen wir vor der Not die Waffen strecken, die Zukunft opfern, um es in der Gegenwart weniger schwer zu haben, oder sollen wir mit der Opferfreude und der Schaffenskraft, die die Mütter unseres Volkes in schlimmeren Zeiten bewiesen, z. B. in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege und vor den Freiheitskriegen, unter bewußtem Verzicht und Bringung der nötigen Opfer allen Gewalten zum Trotz soviel Leben zum Licht bringen, wie unser Volk braucht, um deutschen Boden zu behaupten und seine Kultur in lebendigen, gesunden, deutschen Menschen weiterzuentwickeln?

Eine Frage von furchtbarem Ernst an jede Frau, ganz besonders aber an jene, die sich bewußt sein dürfen, gesundes und hochwertiges Erbgut als ein Pfund mit sich zu tragen, über das sie ihrem Volk Rechenschaft schuldig sind. Hier liegt die Möglichkeit, die Qualität unseres Nachwuchses zu heben, im Kinderreichtum der hochwertigen Schichten (wobei hochwertig selbstverständlich nicht im Sinne von gesellschaftlicher Stellung oder Geldbesitz gemeint ist). Denn das ist die vierte Erscheinung, die das Kranken und Sterben eines Volkes begleitet und in ernster Mahnung auch bei uns schon sich andeutet: die „Verpöbelung“, die Herrschaft der Minderwertigen, die, sich verantwortungslos vermehrend und noch dazu durch eine falsche Fürsorge künstlich am Leben erhalten, am Mark der Wirtschaft zehren und den sich selbst durch Geburtenbeschränkung schwächenden hochwertigen Volkssteil allmählich überwuchern. Hier, in diesem Kreise, hätte Geburtenbeschränkung, hätte Unfruchtbarmachung einen Sinn, wenn auch das gewollte Sterben der edleren Volkssteile dadurch nicht aufgehalten werden könnte.

Läßt sich dieses Sterben aufhalten? Nochmals eine Frage von furchtbarem Ernst an uns Frauen, an alle die Hausfrauen, denen die Natur die Möglichkeit zur Mutterschaft gab. Eine Frage von geschichtlicher Bedeutung. Was ein Teil der Frauen auf anderen Wegen so leidenschaftlich sucht — den unmittelbaren Einfluß auf Geschick und Seins-

form des Volkes —, hier ist er in unsere Hand gegeben, in unserem Willen, unserer Klarheit, in unserer Schaffens- und Opferkraft beschlossen. Keine andere Leistung, sei sie noch so glänzend, wird uns freisprechen vor dem Richterstuhl der Geschichte, wenn wir hier versagen, weiter versagen. Eine Wandlung hier, von Frauen, von den besten deutschen Frauen gewollt und vollbracht — das würde die große rettende Frauentat am Volksleben sein können, nicht weniger groß, weil sie nicht leuchtende, mit Ehren belohnte Leistung einzelner wäre, sondern der stille Opfergang einer großen namenlosen Schar. Eine opfernde Schar, in der keine Frau fehlen sollte; denn auch die Frau, der Haus und Herd oder eigener Kindersegen versagt ist, kann und soll wie die Arbeiterin im Bienenstaat ihre Lebensleistung, wo sie auch vollbracht wird, in den Dienst des Mutter- und Familiengedankens stellen. Voran aber müssen die Hausfrauen und Mütter gehen, denen der Dienst im Heiligtum selbst bestimmt ist. Und unter ihnen wieder müssen die im kleinen oder großen Kreis Führenden, ihrer erhöhten Verantwortung bewußt, über die selbstverständliche eigene Tat hinaus die Kraft und Entschlossenheit finden, ihr Volk aufzurufen, damit es sich besinnt und sich wieder helfend und schützend um das Heiligtum stellt, in dem sein Leben sich erneuert. Im Dienst an diesem Heiligtum, im Dienst an der Familie, und zwar an der kinderreichen, kinderfrohen Familie, muß von der einzelnen Frau wie vom ganzen Volk klar und eindeutig wieder die höchste Frauenaufgabe gesehen und geschützt werden. Der Lösung dieser Aufgabe müssen im Leben der zur Mutterschaft gelangenden Frauen alle anderen Belange untergeordnet werden. Das bedeutet, angewandt auf unsere heutige Frage, die Verpflichtung zum Verzicht auf außerhäusliche Berufsleistung der Mutter da, wo eine Wahl möglich ist. Zugleich schafft die Mutter mit solchem Verzicht heute ja auch Raum für ihre alleinstehenden Schwestern und für den Mann, dem dadurch unter Umständen mehr Möglichkeiten erschlossen werden, eine Familie

Springendes Mädchen.
Plastik von Professor Schaper.



Bronzeguß
des
Lauchhammerwerks
(Mitteldeutsche Stahlwerke AG.).

zu gründen. Bei der Größe der Not sind auch zahlenmäßig geringe Möglichkeiten der Abhilfe von Wert.

Absichtlich sei von einer Verpflichtung gesprochen. Wo so Großes auf dem Spiele steht, wie Leben und Sterben eines Volkes, da ist nicht auszukommen mit „individuellen Lösungen“, mit dem liberalen So oder So, da kann nur einheitlich verpflichtende klare Zielrichtung, da kann nur eine Bindung helfen, wie sie alle schöpferischen Zeiten hatten, und wie wir sie ja heute nach dem Zeitalter des Individualismus wieder ersehnen für den einzelnen wie für das Volk. Bindung, die der einzelne um des Ganzen willen sich selbst auferlegt, Bindung durch Brauch und Sitte, an der wir Frauen entscheidend mitzuschaffen haben. Bindung endlich durch Staat und Gesellschaft. Staat und Gesellschaft müssen auf der einen Seite die außerhäusliche Berufsarbeit der verheirateten Frau erschweren oder — mit den nötigen Übergangsmaßnahmen und unter Berücksichtigung besonders gelagerter Fälle — unterbinden, während die Erwerbsarbeit im Hause und die Arbeit mithelfender Familienangehöriger da, wo sie notwendig ist, erhalten bleiben sollte. Staat und Gesellschaft müssen auf der anderen Seite alles tun, um der höchsten Berufsleistung der Frau im Hause wieder Raum zu schaffen, Raum im buchstäblichen Sinne und wirtschaftlichen Entfaltungsraum durch wirtschaftliche Maßnahmen zum Schutze der Familie, weitgehende steuerliche Entlastung der kinderreichen Familien und da, wo unmittelbare Hilfe sich als unumgänglich erweist, Umstellung der heute für Fürsorge zum Teil unfruchtbar verausgabten Mittel auf Erziehungsbeihilfen. Noch wirksamer aber als solche wirtschaftlichen Maßnahmen wird die Steigerung der Bereitschaft und Fähigkeit der Frauen sein, auch im engsten wirtschaftlichen Rahmen ihre hausmütterlichen Aufgaben zu lösen. Diese Aufgaben

müssen daher wieder zum Leitstern der Mädchenbildung gemacht werden, neben und über sonstiger Berufsausbildung. Voraussetzung für das alles ist, daß die Leistung der kinderreichen, tüchtigen Hausmutter im Bewußtsein des ganzen Volkes wieder zu der Einschätzung gelangt, die sie früher genoss. Wie der alte preussische Staat seinen Beamten und Offizieren, von denen er die volle Hingabe der Lebenskraft verlangte, ohne sie mit Geld und Gut belohnen zu können, entschädigte durch Ehre und Ansehen, und beiden Ständen dadurch eine geistige, begründete Macht gab, die damals tatsächlich die des Geldes brach, so müssen wir jetzt auch der gesunden, kinderreichen Familie und in ihr der Mutter wieder eine geistige Macht verschaffen, die ihr hilft, die wirtschaftliche Not zu bezwingen. Das geschieht nicht durch papierene Verfassungsparagraphen, Porzellantassen und Anerkennungs schreiben, sondern dazu bedarf es einer Durchdringung aller die Familie berührenden Maßnahmen mit dem Mutter- und Familiengedanken. Von dieser Haltung ist der heutige Staat — das zeigt die neueste Notverordnung wieder — weit entfernt. Eine entschiedene und klare Wendung, eine Wendung des gesamten Volkes tut auch hier not. Wir Hausmütter müssen sie mit herbeiführen helfen, mit jener unüberwindlichen Kraft, die die Natur auch dem schwächsten Wesen verleiht, wenn es Mutter ist und für seine Jungen kämpft.

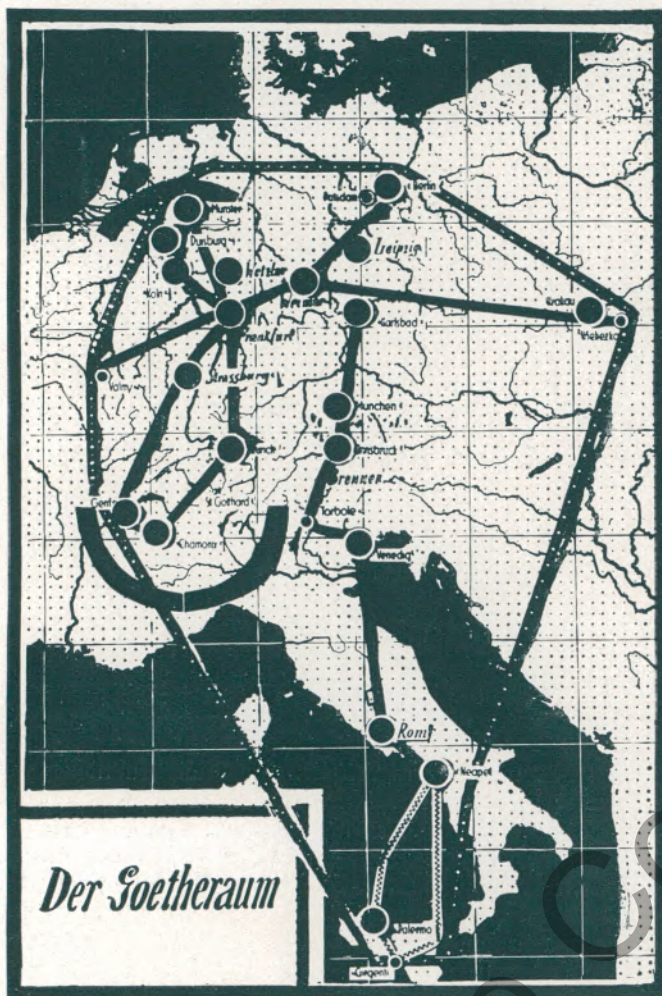
Ein Zurück zum Gestern? — Nein — ein Vorwärts zu einem neuen Morgen, wenn anders uns ein Morgen überhaupt beschert sein soll. Zwischen dem Gestern und dem Morgen aber liegt die Nacht, die wir eben durchschreiten und deren Sinn die Bestimmung auf das ist, was im Wandel der Entwicklung ewig bleibt.

Mutter und Volk — das ist solch ein ewiges Gesetz. Daß wir es wiederfinden und neu leben, sei der Segen unserer Not!

Der Goetheraum.

Ein Querschnitt.

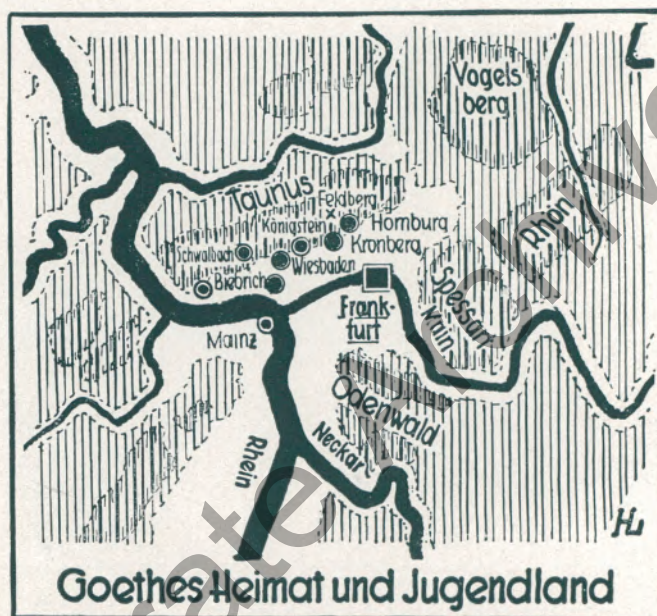
I. Von Frankfurt nach Weimar.



I. Der Goethe-Raum.

Die beiden Zentralpunkte, von denen die Ausstrahlungen in den Goetheschen Lebensraum ausgehen, sind Frankfurt a. M., wo der Dichter am 28. August 1749 geboren wurde und seine Jugend verbrachte, und Weimar, wo Goethe als Minister und Freund des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar von 1775 bis zu seinem Tode im Jahre 1832 lebte. Die dominierende Linie aller Bildungs- und Erholungsreisen Goethes ist zunächst die Rheinlinie; auf mannigfaltigen Rheinfahrten ist der Dichter rheinabwärts nach Köln, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld und Münster in Westfalen gekommen, rheinaufwärts bis zur Quelle des Stromes auf dem St. Gotthard; dreimal treffen wir ihn auf seinen drei Schweizer Reisen, die durch einen Bogen Genf, Chamonix, St. Gotthard, Zürich abgegrenzt werden, auf dem „König der Alpen“, wie er den Gotthard nennt. Seitenstrahlen gehen sodann von Frankfurt nach Leipzig und Straßburg (Studentenjahre) sowie nach Weimar (Residentat am Reichskammergericht). Eine West-Ost-Linie führt von Valmy (Kampagne in Frankreich 1792) nach Breslau, Krakau, Warschau (Dienstreisen von Weimar aus); hierzu kommt noch eine Nebenlinie von Weimar nach Berlin-Potsdam (Dienstreise). Die größte und einflussreichste Raumlinie außer der Rheinlinie ist sodann die der Italiensfahrt (1786/88) von Karlsbad, wo Goethe häufig zur Kur weilte, nach Venedig, Rom, Neapel und von hier zur See (einzige Seereise Goethes) nach Palermo (Sizilien), von da zu Lande bis Genua, dem südlichsten Punkte der italienischen Reise. Verbinden wir die äußersten Randpunkte dieser Skizze, so haben wir den Lebensraum, in dem sich das Leben und Schaffen des Menschen und Dichters Goethe abspielt, umgrenzt.

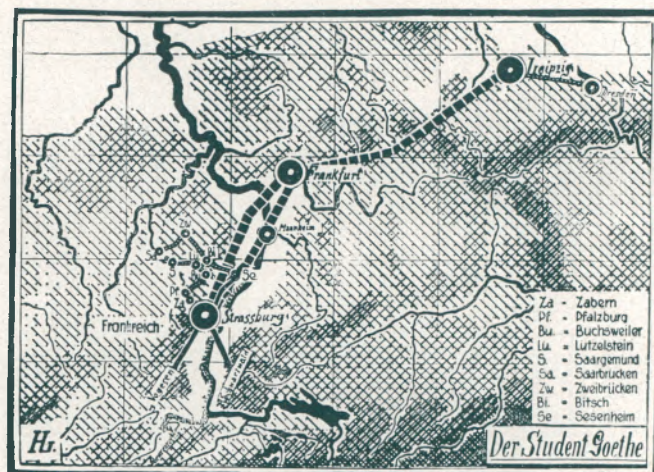
*



II. Heimat- und Jugendland.

Goethes Geburtsort, die freie Reichsstadt Frankfurt (freie Reichsstadt bis 1864), steht auf kulturhistorischem Boden und ist bekannt als die alte Krönungsstätte deutscher Kaiser, sowie infolge seiner günstigen geographischen Lage als Verbindungsort zwischen dem nördlichen und südlichen Teile des westlichen Deutschland, als Messestadt mit großem Fremdenverkehr. Die alte Kulturstätte liegt dazu auch in einem landschaftlich bevorzugten Raum, im schönen Tale des Mainflusses, der hier durch weite, fruchtbare Ebenen dem nicht weit davon entfernten Rhein zufließt, umrahmt von bewaldeten Höhen: Taunus, Vogelsberg, Rhön, Spessart und Odenwald. In dieser bevorzugten Kultur- und Naturlandschaft entwickelte sich im Laufe der Geschichte ein starkes Geschlecht, ein gewerkefleißiges, stolzes Bürgertum. Diese glücklichen Umstände waren von größtem Einfluß auf den Dichter, der hier als Sohn vermöglicher Eltern im Jahre 1749 geboren wurde. In früher Jugend lernte Goethe die historischen Stätten seiner Vaterstadt kennen, besuchte die Messe, erlebte die Befestigung Frankfurts durch die Franzosen im Siebenjährigen Kriege und die Krönung Josef II. Auf Wanderungen läßt Goethe die Schönheit des Heimatlandes auf sich wirken und sucht dieselben zeichnerisch und politisch zu erfassen. In jedem Goethelied atmet die main-fränkische Heimat, und zeitlebens war der Dichter stolz, ein Frankfurter Bürgersohn zu sein.

*



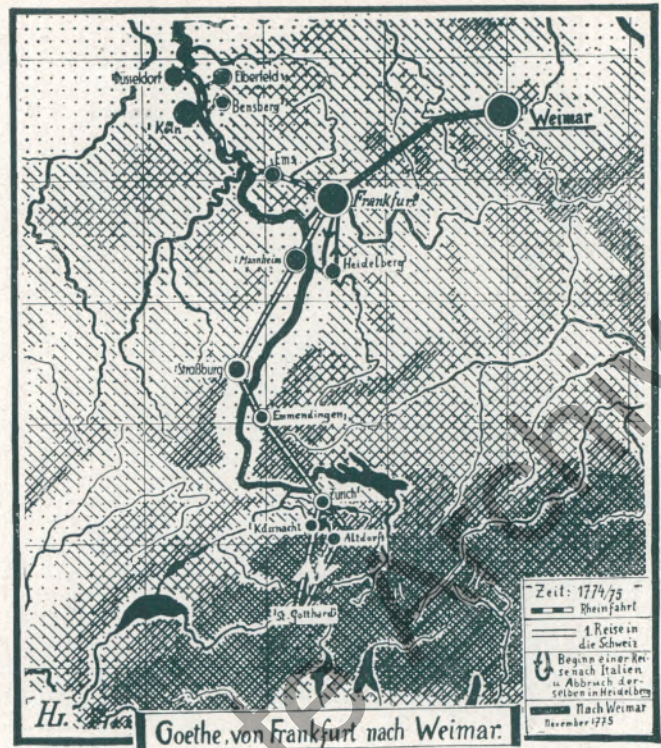
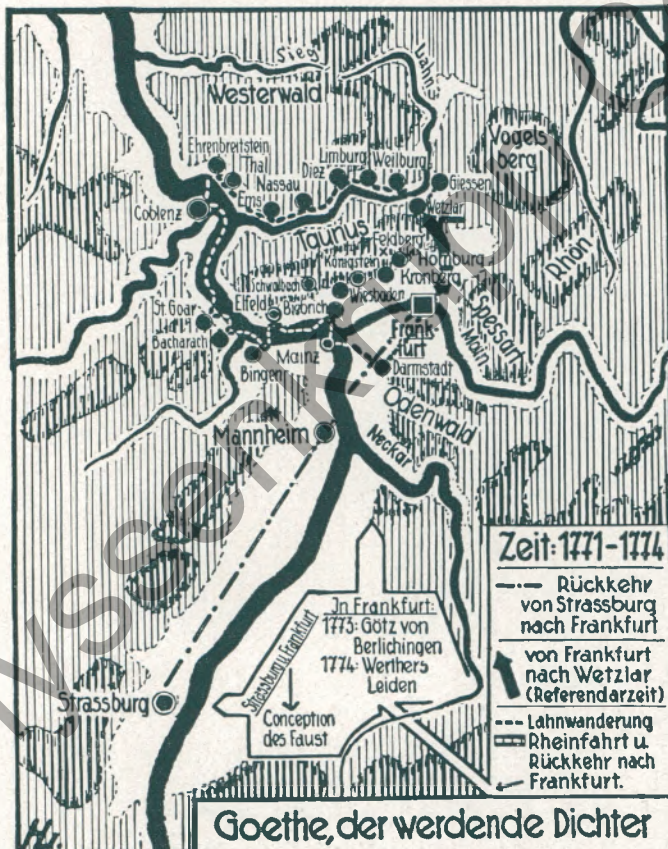
III. Studentenjahre.

Mit 17 Jahren verließ Goethe seine Heimat (1765), um in Leipzig Rechtswissenschaft zu studieren. Hier machte der junge Herr zunächst das galante Leipziger Leben mit — Leipzig galt damals als das deutsche Paris. Auch Dresden besuchte er (Gemäldegalerien). In Leipzig pflegte Goethe sodann Verkehr mit bedeutenden Männern der Bühne und der Wissenschaft. Seine erste Studentenliebe mit Käthchen Schönkopf, der Tochter eines Weinhändlers, wo Goethe zu Mittag aß, brachte ihm schließlich nur Verdruss. Die ganze Leipziger Zeit überhaupt ließ den jungen Studenten unbefriedigt; krank und verärgert kam er 1768 nach Frankfurt zurück. Der Vater drängte 1770 zum Weiterstudium, und am 2. April 1770 kam Goethe in Straßburg an, bestieg zunächst den Münsterturm und nahm Quartier am Fischmarkt. In dem altdeutschen Straßburg, wenn auch politisch zu Frankreich gehörig, erwachte, gefördert durch Herder, das Deutschtum des Dichters. Goethe machte von Straßburg aus viele Ausflüge in die Vogesen, den Schwarzwald und ins Lothringische. Eine weitere Reise zu Pferde mit noch zwei Studien- genossen führte über die Zaberner Steige nach Pfalzburg, Buchsweiler, Lützelstein, Saargemünd und Saarbrücken, wobei Steinkohlengruben, Eisenwerke und Glashütten beschäftigt wurden, Zurück ging der Ritt von Saarbrücken über Zweibrücken, Bitsch, Niederbronn, Reichshofen, Hagenau nach Sessenheim. Von seinem Freunde in das Haus des Pastors Brion eingeführt, setzte hier jenes bekannte idyllische Liebesverhältnis zwischen Goethe und dessen Tochter Friederike ein, das fortan den Straßburger Studenten häufig bei Tag und auch bei nächtlichem Mondenschein nach dem sechs Stunden entfernten Sessenheim reiten hieß. Zu Ende des Jahres 1771 kehrte Goethe nach beendigten Studien als Lizentiat der Rechte über Mannheim (Antikensammlung) in seine Vaterstadt zurück.

*

IV. Der werdende Dichter.

Nach seiner Straßburger Studienzeit lebte Goethe zunächst in Frankfurt (Vorbereitung auf eine Advokatur), gleichzeitig, durch Herder angeregt, mit mittelalterlicher Literatur und Geschichte beschäftigt, deren Frucht die erste Niederschrift des „Götz von Berlichingen“ war. Den Dichter treffen wir auf häufigen Wanderungen (in Darmstadt bei Freund Merck, in Gießen bei Professor Höpfer usw.). Mitte Mai 1772 kam Goethe als Referendar an das Reichskammergericht in Weimar.



Hier verliebte er sich in Charlotte Buff, die aber bereits verlobt war, worunter Goethe viel zu leiden hatte. Am 11. September 1772 verließ Goethe Weimar, machte eine herrliche Lahnwanderung über Weilburg, Limburg, Diez, Nassau, Ems zum Rheine, wo er sich mit Merck in Koblenz traf. Nach einem längeren Aufenthalt in dem Örtchen Thal bei Ehrenbreitstein fuhr Goethe mit Merck auf einer Yacht rheinaufwärts über Rheinfels, St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld, Biebrich nach Mainz, besuchte Darmstadt und kehrte nach Frankfurt zurück, wo er sich mit neuem Mute in seine Dichterarbeit stürzte. Der Ende 1771 niedergeschriebene und 1773 umgearbeitete „Götz von Berlichingen“ machte den Dichter mit einem Schlage zum berühmten Manne. Als Frucht der Weimarer Zeit erschien bald darauf auch der Roman „Die Leiden des jungen Werther“, der den Namen des jungen Goethe überall, auch im Auslande, verbreitete.

*

V. Von Frankfurt nach Weimar.

Der durch „Götz“ und „Werther“ mit 25 Jahren berühmt gewordene Goethe empfing jetzt von allen Seiten Huldigungen, Besuche und Einladungen. Mit Lavater aus Zürich, der Goethe besuchte, fuhr der Dichter zusammen nach Ems. Mit dem Pädagogen Basedow, der bald darauf ebenfalls nach Frankfurt kam, fuhr Goethe wieder nach Ems zu Lavater, von hier reisten alle drei lahnabwärts und den Rheinstrom hinab. Bei dieser Rheinfahrt kam der Dichter nach Köln (Absteher nach Bensberg), Düsseldorf und Elberfeld. Unter den vielen Besuchern, die Goethe dann noch in Frankfurt empfing, befand sich Ende 1774 auch der weimarerische Prinzenenerzieher von Knebel, der den berühmten Dichter den Prinzen in Mainz vorstellte, wobei für eine spätere Zeit eine Einladung nach Weimar erfolgte. Im Frühjahr 1775 machte Goethe dann auf Einladung der Grafen Stolberg, die ihn in Frankfurt besuchten, eine Reise in die Schweiz, die zunächst über Mannheim, Straßburg (von da Absteher nach Emmendingen zum Besuche seiner hier verheirateten Schwester Cornelia), Schaffhausen nach Zürich (Lavater) führte. Von hier unternahm Goethe mit einem Jugendfreunde, Passavant, nachdem man über den Züricher See nach Rapperswil gefahren war, eine Fußwanderung über Maria Einsiedeln, Schwyz (Besteigung des Rigi), Tellsplatte, Altdorf, Andermatt zum St. Gotthard; zurück ging es über Rüschnacht, dann Fahrt über den Zuger See, über Zug, Albis, durch das Sihl-Tal wieder nach Zürich. Nach seiner Rückkehr aus der Schweiz wollte Goethe auf Wunsch seines Vaters nach Italien; er befand sich schon in Heidelberg, als ihn eine Stafette einholte mit der Meldung, daß der herzogliche Wagen nach Weimar in Frankfurt bereit stände. Dieser Einladung folgte Goethe gern und kam am 7. November 1775 in Weimar an.

*

(Schluß folgt.)

Das internationale Währungsproblem.

Von Studiendirektor Mosenthin, Baden-Baden.

Vor kurzem behandelte Professor Dr. Eucken, Freiburg i. B., im Baden-Badener Kurhaus das jetzt im Brennpunkt des Interesses stehende Weltthema der Währung.

Einleitend besprach er zunächst einige grundsätzliche Dinge, die für den Laien zum Verständnis des schwierigen Problems nötig sind. Der Wert des Geldes wird durch seine Kaufkraft bestimmt, denn auf dem Weltmarkt stehen sich Geld und Ware gegenüber; je nach der erzielten Warenmenge ergibt sich der größere oder kleinere Wert des Geldes. Bei dem Begriff „Geld“ ist nun aber nicht bloß an die Menge der Gold- und Silbermünzen zu denken, sondern auch an das Giralgeld, d. h. an die Guthaben bei den Banken, die zu Überweisungszahlungen benutzt werden. Diese zusammengefaßte Gesamtsumme des Geldes stößt nun auf die Ware des Weltmarktes. Daraus ergibt sich die erste Grundlage aller Währungspolitik, nämlich das Preisniveau nicht schwanken zu lassen, sondern das Geld möglichst stabil zu halten. Dies ist aber nur möglich, wenn die Geldmenge knapp gehalten wird, was auf verschiedene Weise versucht worden ist.

Man kann hierbei zwei Typen von Währungen unterscheiden: die freie und die gebundene. Der erste Typ ist frei von aller Bindung an Metall; nur das Papiergeld läuft durch die Welt und behält den Wert, wenn es äußerst knapp gehalten wird. Der zweite Typ bindet das Geld an das edle Metall des Goldes, woraus sich eben die größte Verknappung des Geldes von selbst ergibt. Diese Goldwährung der Vorkriegszeit setzte sich zuerst in England durch, wurde von Bismarck übernommen und ging dann auf alle Länder über. In den einzelnen Ländern entwickelten sich Zentralbanken, welche das Recht hatten, Noten auszugeben und alle andern Banken zu verpflichten, Gold zu einem bestimmten Preise auszugeben und anzunehmen. Sämtliche Banken waren also an die Verknappung des Geldes gebunden und gezwungen, stets auf Ausgleich ihrer Notennmengen Bedacht zu nehmen. Nun aber stieß durch den Weltverkehr das Geld der Goldwährung auch über die Grenzen des Landes hinaus ins Ausland, wodurch eventuell eine Anhäufung des Goldes in einzelnen Ländern sich ergeben konnte. Diese Gefahr glich aber die Weltkonkurrenz aus, denn sobald ein Land durch billigeren Handel einen Vorsprung an Gold gewann, trat die Konkurrenz der andern Länder ein, so daß tatsächlich das Gold von Land zu Land floß, das Gold also nicht in einem Lande zentralisiert, sondern über die ganze Welt verteilt wurde.

Dieses automatische Funktionieren der Goldwährung wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges am 1. August 1914 zerstört, da alle Länder die Goldwährung aufhoben, was überall eine Inflation zur Folge hatte. Die Ententestaaten bezogen aus Amerika Waffen, bezahlten mit Gold, was dort eine Anhäufung des Goldes zur Folge hatte. Da aber in den andern Ländern das Papiergeld nicht knapp gehalten wurde, nahm allmählich die Inflation einen bedeutenden Umfang an. Man stellte jetzt zwar eine ganze Reihe von Projekten auf, ohne Goldwährung die Inflation zu überwinden, kehrte aber schließlich zu ihr zurück. Zuerst geschah dies nach dem Kriege in Deutschland 1923, wo eine Billion zu einer Goldmark stabilisiert wurde. Es folgte dann England, viel später Frankreich.

Trotz dieser Rückkehr zur Goldwährung zeigten sich seit 1928 aber schon Faktoren, die beunruhigend auf dem Geldmarkt auftraten. Der erste Faktor war die Tatsache, daß die Goldproduktion zurückgegangen war. Viele Gruben in Afrika waren während des Krieges stillgelegt worden; das Gold war teurer geworden, die Goldknappheit führte zur Deflation, das Preisniveau verfiel einer allgemeinen Senkung — eine überall beunruhigende wirtschaftliche Erscheinung. Der zweite Faktor aber übertraf noch den ersten. In den einzelnen Ländern setzte sich eine Konzentration und Anhäufung des Goldes durch, besonders wieder in Amerika. Man hoffte zwar, die Verteilung des Goldes würde infolge der wieder angenommenen Goldwährung wie vor dem Kriege spielen; doch dies erfüllte sich nicht, denn die Anhäufung in Amerika wurde immer größer und die in Frankreich folgte nach. Der alte Mechanismus der Goldwährung funktionierte in Amerika deshalb nicht mehr, weil man dem einfließenden Golde keine Vermehrung des Geldes folgen ließ. Man hielt das Gold fest, da man es später zu gebrauchen hoffte. Anders wirkte sich der Währungsmechanismus in Frankreich aus. Dort hatte man billig stabilisiert. Gold strömte ins Land, aber der kleine Sparer hamsterte die Noten, so daß die Umlaufgeschwindigkeit der Noten sich verringerte, dem zufließenden Golde ebenfalls keine Geldvermehrung folgte. Der dritte, besonderes Aufsehen erregende Faktor aber ist das merkwürdige Zunehmen der kurzfristigen Verschuldung, die man früher nicht kannte. Namentlich

Frankreich ging zu ihr über. Der kleine Sparer und Rentner hatte es noch nicht vergessen, daß Frankreich vor dem Kriege an Ausland zum Festungsbau zwanzig Milliarden verlor. Dadurch hatte der kleine französische Rentner seinen Altersspargroschen eingebüßt und hütete sich jetzt, sein Geld wieder zu langfristigen Anleihen herzugeben, denn nur kurzfristige ermöglichten ihm schnelle Zurücknahme. Diese kurzfristige Verschuldung, die sich weiter über alle Länder ausdehnte, beunruhigt alle Sachkenner der Goldwährung. Kein Goldsystem ist aber gesichert, wenn bei der allgemeinen kurzfristigen Verschuldung aus einem Lande mit einem Male plötzlich ein Zurückziehen dieser Anleihen erfolgt. Aus all diesen oben angeführten Gründen entstand die allgemeine internationale Krisis, unter der wir jetzt seufzen.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. England, der Hort und Begründer der Goldwährung, war durch die Not gezwungen, im September 1931 die Goldwährung fallen zu lassen. Man wollte darin anfangs überall einen schlaun Schachzug Englands erblicken. Doch weit gefehlt! England hatte z. B. noch im Mai 1931 sechs Milliarden Dollar- und Frank-Auslandskredite aufgenommen, um seiner Not zu steuern. Doch auch dies blieb ohne Erfolg. Nun aber mußte es, nachdem durch Aufhebung der Goldwährung seine Pfunde der Inflation ausgesetzt und bedeutend gesunken sind, alle seine Auslandsschulden in vollem Dollar- und Frankwert zurückzahlen. So ist England der größte Schuldner in langfristigen Auslandskrediten; man schätzt achtzig Milliarden, die vollwertig zurückzahlen sind und so das reiche England zu einem armen Lande degradierte.

Anders verhielten sich Deutschland und Österreich. Da sie ihre Kredite nicht sofort zurückzahlen konnten, beschloß man zwar die Goldwährung zu halten, doch durch das Stillhalteabkommen unterbrach man den Abfluß der Kredite und bremste die Auszahlung. Dadurch griff die Krisis auch auf die Länder über, die bis dahin noch im Golde saßen, auf Amerika und Frankreich. Der französische Rentner, vorsichtig und durch die Erfahrung ängstlich geworden, zog bei der allgemeinen Krisis schnell von den Banken sein Guthaben zurück, so daß dadurch die französischen Banken gezwungen waren, wieder aus den amerikanischen Banken alle Guthaben zurückzufordern.

Diese so eingetretene Weltlage hat mithin eine allgemeine Erschütterung des Vertrauens im internationalen Geldverkehr zur Folge; der gesamte Kapitalverkehr in den Ländern ist festgelegt; selbst der Pariser Geldmarkt ist nicht leistungsfähig, da der französische Rentner nicht daran denkt, ausländische Anleihen zu zeichnen. Das ganze Banksystem aber beruht auf Vertrauen; ist das geschwunden, so muß eben der internationale Kapitalmarkt zu funktionieren aufhören.

Wenn so der Weltmarkt nicht mehr funktioniert, London seine Stellung als Mittelpunkt verloren hat, Amerika und Frankreich jetzt im Mittelpunkt des Weltmarktes stehen, so erhebt sich die Frage, wie gerade sie nun die Goldwährung zum besseren Funktionieren bringen können. Hier sind zwei Momente zu bedenken. Einmal wäre es äußerst gefährlich, die Welt in eine Deflationspolitik hineinzutreiben, denn diese würde die Weltwirtschaftskrise nur vergrößern, die Lage der Sachwertbesitzer verschlechtern und auf sämtliche Preise drücken. Es ist vielmehr eine Krediterpansion nötig. Das allgemeine Vertrauen muß wieder zunehmen, dann wird die Verteilung des Goldes sich von selbst ausgleichen und wieder über die Länder zurückfließen. Als zweites Moment ist es nötig, daß die kurzfristigen Kredite nicht zurückgezogen, sondern konsolidiert, also vor unerwartetem Abzug bewahrt bleiben, denn bei plötzlichem Abfluß würde die Krisis unabsehbar verschärft werden.

Hier setzt nun die große Frage der Reparationszahlungen ein. Bleibt dieses Damoklesschwert über Deutschland hängen, so ist an eine Wirtschaftsberuhigung in der Welt nicht zu denken, denn dann fehlt das so notwendige Vertrauen. Da Frankreich sich aber von dieser Wirtschaftsnöte ebenfalls bedroht sieht, die deutsche Wirtschaft bereits wieder eine große Leistungsfähigkeit bewiesen hat und das Vertrauen zu Deutschland bedeutend im Wachsen begriffen ist, so ist jetzt ein für allemal die Frage aufgerollt, daß ohne Regelung der Reparationen eine Gesamtgefundung der Weltwirtschaft und ein Wiedererwachen des Weltvertrauens unmöglich sind. Diese Lebensfrage der Welt kommt in London und Amerika nicht mehr zum Schweigen, so daß Frankreich jetzt sich dazu wird bequemen müssen, an den Verhandlungstisch zu treten. Wird aber die Regelung der Reparationen erreicht, so wollen wie diese Zeit der drückenden Krisis als Übergangsstadium zur Gesundung unseres Vaterlandes gern ertragen.

**Der gebundene
Jahrgang 1931**

ist noch in wenigen Exemplaren vorrätig und kostet
in Ganzleinen grün RM. 9,50
in Halbleder grün RM. 10,50

Bestellungen nur an den Verlag „Das Werk“, Düsseldorf, Breite Str. 69

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Rückt zusammen!

Aus einer Rede Dr.-Ing. Fritz Springorums auf der Tagung des Langnamvereins in Münster.

Nach einem Bericht in „Rhein und Ruhr“.

Die Not brennt uns heute allen auf den Nägeln. Bei Theoretikern, die heute noch Zeit für solche Dinge haben, wird vielfach ein Streit darüber geführt, ob die großen oder die kleinen Unternehmungen, ob die Aktiengesellschaften oder die Inhabersfirmen sich als widerstandsfähiger in der Krise erwiesen hätten. Ich glaube, wir brauchen uns in diesen müßigen Streit nicht einzumischen. Wir wissen ja aus eigener täglicher Erfahrung, daß heute die Sorge um die Existenz der Betriebe bei den Unternehmern aller Betriebsgrößen gleichmäßig ständiger Gast ist. Ob wir bei den Großbetrieben des Ruhrgebietes Umschau halten, ob wir die Entwicklung der mittleren und kleineren Betriebe im bergisch-märkischen Bezirk, im linksrheinischen Gebiet oder im Münsterland betrachten, überall mehrten sich Betriebsstilllegungen und Zusammenbrüche. Wir können heute noch gar nicht absehen, welche weiteren Opfer der erschütternde Einschrumpfungsprozess in allen Betriebsgrößen der Wirtschaft noch fordern wird, wenn es nicht gelingt, in letzter Stunde alles abzutun, was beengend und hindernd auf die Gesundung unserer Volkswirtschaft und der Weltwirtschaft einwirkt.

Eine gefährliche Begleiterscheinung der heutigen Krise ist es, daß sie im industriefeindlichen Lager den Haß gegen die Privatwirtschaft zu neuer Blut entfacht hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich der Kampf einheitlich gegen das gesamte Unternehmertum richtet. Der letzte Kongreß der freien Gewerkschaften in Frankfurt hat dafür erneut einen überzeugenden Beweis geliefert.

Schon in der Begrüßungsansprache von Eggert hieß es: „Die Kundgebung richtet sich zugleich gegen alle Feinde der Gewerkschaftsbewegung, insbesondere aber gegen das ganze kapitalistische Wirtschaftssystem. Das privatkapitalistische Wirtschaftssystem steht als Angeklagter auf dem Gewerkschaftskongreß.“

Die Schwerindustrie ist es zwar gewohnt, daß die Haßerfüllten und verleumdenden Angriffe der wirt-

schaftsfeindlichen Öffentlichkeit in erster Linie ihr gelten. Die Anwürfe, wir arbeiteten auf eine Inflation hin, haben das in der jüngsten Zeit erneut gezeigt. Ich kann wohl darauf verzichten, in diesem Kreis noch einmal auf diese haltlosen Beschuldigungen einzugehen.

Mir kommt es nur auf das Grundsätzliche an, und da habe ich mit vielen Vertretern des mittleren und kleineren Unternehmertums, mit denen ich über diese Dinge gesprochen habe, keinen Zweifel, daß alle diese Angriffe zwar zunächst der Schwerindustrie als einem „Vortrupp“ gelten, daß sie aber in Wirklichkeit dazu bestimmt sind, das gesamte individualistische Wirtschaftssystem zu unterhöhlen und zu vernichten.

In diesem Zusammenhang auch ein paar Worte über die häßlichen Auswüchse, die in der jüngsten Zeit bei der Leitung einiger größerer Wirtschaftsgebilde sichtbar geworden sind.

Es ist ein billiges Vergnügen, diese sogenannten Skandale ohne weiteres dem privaten Unternehmertum als solchem anzuhängen; es wäre ein leichtes, von unserer Seite auf die wahrlich nicht geringen Korruptionserscheinungen in der staatlichen oder kommunalen Wirtschaftsführung hinzuweisen. So aber kommen wir nicht weiter und kommen wir vor allem nicht zu der intakten Wirtschaftsmoral, auf die gerade wir den allergrößten Wert legen. Wir verlangen vielmehr mit allem Nachdruck, daß mit der Schärfe des Gesetzes gegen diejenigen vorgegangen wird, die das Bild des ehrbaren Kaufmannes befudeln und ihre Unternehmernaufgabe lediglich in ihrer persönlichen privaten Bereicherung, für die ihnen jedes Mittel recht war, erblickt haben.

Wo ein echter unternehmerischer Wagemut zu Schwierigkeiten geführt hat, ist kein Raum für Berunglimpfungen; wohingegen statt dieses schöpferischen Wagemuts ein schmutziges Spekulantentum sich breitmacht, kann nach unserer Auffassung nicht scharf genug im Interesse der Wirtschaft und des Unternehmertums durchgegriffen werden. Ich sage dies im Hinblick auf die Ehre und das Ansehen des Unternehmers, auf denen sich auch in Zukunft die deutsche Wirtschaft allein aufbauen kann. Im übrigen gehört es nicht zu unserer Art, uns nun vor die Öffentlichkeit hinzustellen, um in sittlicher Entrüstung den gefallenem Scheingroßen noch nachträglich Fußtritte zu geben“.

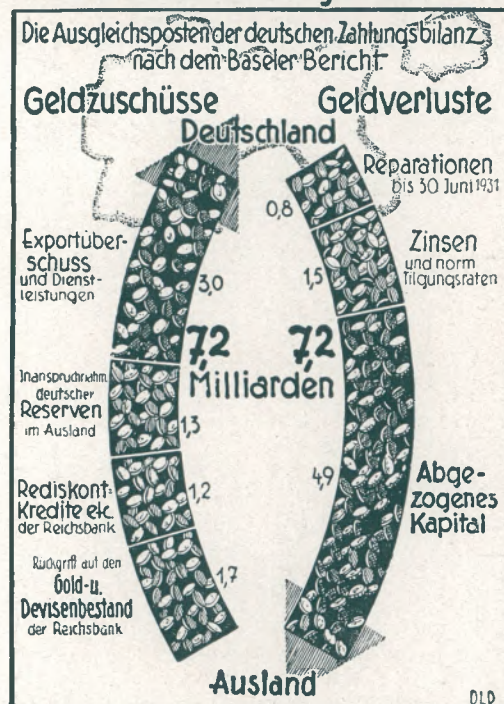


DD

Warum Deutschland auf eine endgültige Regelung der Reparationsfrage dringen muß.

Etwa 25 Millionen Arbeitslose werden zur Zeit in den Staaten gezählt, die am Weltkriege aktiv beteiligt waren, bzw. in Europa Neutralität wahrten. Daß dieses schleichende Gespenst der Arbeitslosigkeit die Menschheit so heimsuchen konnte, daran war vor allem das Mißtrauen schuld, das durch den Weltkrieg und das ihn abschließende Diktat von Versailles genährt wurde, ferner der Zwang der Reparationszahlungen. So wurde die ganze Welt ins Unglück gestürzt, und in dem unterlegenen Deutschland steht heute fast jeder dritte Industriearbeiter auf der Straße, und selbst die Fabriken, die die Gegenstände des täglichen Bedarfs erzeugen, können nur noch mit der Hälfte ihrer Maschinen arbeiten. Das Mißtrauen aber, das jede wirksame Bekämpfung der Wirtschaftskrise in Deutschland und in den anderen Staaten unmöglich macht, und das die Kreditkrise des Jahres 1931 heraufbeschwor, wird nicht mehr schwinden, solange Siegerstaaten die Forderungen auf Reparationszahlungen als Hauptpfand gegen die Unterlegenen des Weltkrieges geltend machen. Eine Gesundung der internationalen Wirtschaft ist nicht möglich, solange die politischen Schulden nur gestundet sind und solange man nicht den Mut gefunden hat, eine endgültige Lösung zu finden, die der Wirtschaftsnot Deutschlands gerecht wird und das Vertrauen in der internationalen Wirtschaft wiederherstellt.

Die deutsche Zahlungsbilanz 1931



Deutschlands Stellung in der internationalen Kapitalbewegung des Jahres 1931.

Das Jahr 1931 brachte die internationale Kreditkrise. Deutschland verlor nach den Schätzungen des Basler Ausschusses etwa 5 Milliarden kurzfristiger Kredite, die zum größten Teil durch Goldverluste der Reichsbank, durch der Reichsbank neu gewährte Kredite und durch Devisenabgabe der Kreditbanken gedeckt werden mußten. Obwohl Deutschland im Jahre 1931 den größten Ausfuhrüberschuß von allen Handelsstaaten der Erde erzielte, nämlich 2,8 Milliarden RM., während die Vereinigten Staaten nur noch 1,5 Milliarden RM. erzielten und in den besten Jahren keinen wesentlich höheren Ausfuhrüberschuß erreichten als Deutschland im vergangenen Jahre, hat diese Summe etwa dazu ausgereicht, um die Reparationszahlungen bis zum Beginn des Hoover-Feierjahres, die Jahreszahlungen für die Dawes- und Younganleihe und die Zinsen und Tilgungsraten für die private Verschuldung aufzubringen. Wenn auch im laufenden Jahre noch ein hoher Ausfuhrüberschuß erzielt werden könnte — was im Hinblick auf die Schrumpfung des Weltmarktes und die Handelspolitik der Weltstaaten nicht anzunehmen ist —, so wären doch keine Mittel für Reparationszahlungen vorhanden.

Die Handelskrise von 1857.

Parallelen mit der heutigen Wirtschaftskatastrophe.
Aus der „Kölnischen Zeitung“.

Der bekannte österreichische Nationalökonom und Minister a. D. Dr. Alb. Schäffle, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, hat, wie die „Kölnische Zeitung“ in einem Artikel ausführt, eine Schrift über die „Handelskrise von 1857“ veröffentlicht, die viele Ähnlichkeiten der damaligen Krise mit der heutigen Weltwirtschaftskatastrophe aufzeigt.

Die Parallele beginnt bereits im Anfang der Schrift, die 1858 in Wien erschienen ist. Sie zitiert Worte, die der damalige amerikanische Präsident Buchanan in seiner Antrittsbotschaft vom 4. März 1857 an das amerikanische Volk gerichtet hat. Hoovers Vorgänger sprach damals die Worte: „Unsere Finanzlage ist ohnegleichen in der Geschichte.“ Acht Monate später hat Präsident Buchanan ein sehr trübes Urteil über die Finanz- und Wirtschaftslage abgeben müssen. Wer denkt hierbei nicht an die Prosperitätsparole, mit welcher der amerikanische Präsidentschaftskandidat Hoover den Wahlkampf des Jahres 1928 bestritt — eine Wahlparole, die bereits ein Jahr später durch eine Verschärfung der Not in vielen europäischen Ländern widerlegt worden ist.

Im Jahre 1857 zerriß der Bogen, wie Schäffle sagt, zuerst in den Vereinigten Staaten. Amerika war damals das Schuldnerland Europas. Die Wirtschaftsnot begann im Schuldnerland und schlug dann auf die Gläubigerländer in der Alten Welt über. Genau so war es bei Beginn der gegenwärtigen Weltkrise. Die Wirtschaftsschwierigkeiten setzten in den am schwersten verschuldeten europäischen Wirtschaftsländern ein und sprangen dann auf das Gläubigerland Amerika über. Der britische Ministerpräsident Disraeli berechnete bereits im Dezember 1857 in einer Unterhausrede die Zahl der zusammengebrochenen großen Firmen auf 85

mit einem Passivbetrag von 42 Millionen Pfund Sterling. Bereits wenige Tage später stiegen die Verluste auf über 80 Millionen Pfund (1,6 Milliarden Mark). Schäffle zitiert das Wort des damaligen britischen Schatzkancellars, daß in der fast schwindigen Entwicklung des Depositenwesens und in den leichtsinnigen Krediten, die mit den so flüssig gemachten Kapitalien gewährt wurden, die Hauptmittel der Überreizung des Spekulationsgeistes liegen. Schäffle stellt es als ungeheuerlich hin, daß die damaligen Banken elf- bis zwölftmal soviel Depositen gehalten haben, wie ihr Stammkapital betrug.

Sehr bemerkenswert ist auch der Satz: „Frankreich ist verhältnismäßig wenig von der Krise berührt worden.“ Dieser Satz ist Anfang 1858 geschrieben worden, hätte aber auch ebenso gut Ende 1931 geschrieben sein können. Auch die Erklärung dieser Erscheinung ist noch durchaus aktuell: „Der Hauptgrund, warum Frankreich weniger leidet, ist also der, daß sein auswärtiger Handel relativ unbedeutender ist als derjenige der hauptsächlich heimgesuchten Staaten.“

Die letzten Abschnitte der Schäffleschen Schrift passen haargenau auf die gegenwärtigen Verhältnisse. „Durch Melioration des Bodens und der Betriebsmittel, durch Anwendung aller Erfindungen der mechanischen und chemischen Technik beflügelte der sich industrialisierende Grundbesitz die allgemeine Bewegung noch mehr. . . Kriege, Missernten, politische Erschütterungen, Änderungen der Zollverhältnisse, schnelle Eröffnung neuer Märkte und Kolonien haben früher für sich allein größere oder kleinere Handelsverwirrungen angerichtet, aber dieselben waren partiell, und ihr Knoten schürzte sich in kürzerer Zeit. Alle die aufgezählten Umstände mußten zusammenkommen, damit eine sechsjährige mit Dampf vorwärtstreibende Spekulationsperiode durch die ganze Welt bestehen und dann in einer Weltkrise endigen konnte. . . Die Gleichgewichtsförderung zwischen verfügbaren und wirklich notwendigem Kapital machte sich bald fühlbar. Die Börsen besaßen eine ungeheure Masse sogenannter Zukunftswerte aus Unternehmungen, die erst halb fertig waren und so schnell nicht reif werden konnten, daher die vom Sommer 1856 bis Ende 1857 dauernde chronische Börsenkrise sich einstellte. . . Der Kreditmißbrauch schwindelte sich an einer Schraube vorzugsweise empor, am Wechsel. Der Wechsel, dieses Vermöge seiner formellen Rechtsstrengung unentbehrliche kaufmännische Zahlungsmittel, diente durchaus nicht mehr bloß zur Übertragung reeller Werte, er wurde nicht bloß gezogen auf wirkliche Wareneinfänger oder auf Geschäftsfreunde, welche mit dem Aussteller durch Bande eines realen Geschäftsverkehrs und durch Überzeugung sicherer Solvenz verknüpft waren. Der Wechsel wurde, sobald wirkliches Kapital zu mangeln begann, gezogen zu keinem andern Zweck, als um ein fiktives Kapital, Zahlungsmittel ohne reelle Wertunterlagen, zu schaffen und sich zu erhalten. . . Im Bankwesen hat sich als das gefährlichste Element das verzinsliche, zu gewagter Anlage in Discont und Darlehen treibende Depositum von kurzer Kündigung erwiesen. Nicht als imaginäres, sondern als höchst reelles Kapital entflieht es den Banken gerade in der Not, sobald der leiseste Hauch des Mißtrauens weht. Die in der letzten Krisis vorgekommenen Bankruns sind fast ausschließlich von Depositengläubigern ausgeführt worden.

Gelingt es, die jetzige Weltkrise auf rein wirtschaftliche Momente zurückzuführen, so könnte auch der weitere Verlauf der Dinge ähnlich werden wie in der Wirtschaftskatastrophe von 1857 bis 1858: Innerhalb weniger Monate ebte die Glut ab, und eine neue Epoche des Wirtschaftsaufstiegs begann. Allerdings waren auf den Trümmern zusammengebrochener Unternehmungen lebensfähige neue entstanden.

Chemalige Handwerker als leitende Beamte und Staatsmänner.

Aus „Schönere Zukunft“, Wien.

Die akademische Bildung vermag mangelnde Begabung nicht zu ersetzen.

Ein paar Jahre Hochschulstudium und die entsprechenden Zeugnisse sagen noch gar nichts darüber aus, ob jemand befähigt ist, hervorragende Posten zu bekleiden. Hingegen gibt es ohne Zweifel unter den Ungelehrten, den Handwerkern und Arbeitern bedeutende politische Talente, geborene Führernaturen, die imstande sind, für die Gesamtheit Wertvolles zu leisten. Aber so richtig das ist, und so sehr man betonen muß, daß dem einfachen Handwerker und Arbeiter rückhaltlose menschliche Achtung gebührt, so fraglich ist es auch, ob bei allen den „kleinen Leuten“, die nach der Revolution eine rasche Karriere gemacht haben, die notwendige Eignung wirklich vorhanden war. Man darf doch nicht vergessen, daß zur Verwaltung hoher Staatsämter neben dem Talent auch ein reiches Wissen und große Erfahrung nötig sind. Es ist also wohl einige Skepsis über die tatsächliche Eignung so mancher zu Staatsmännern arrivierten Handwerker erlaubt, insbesondere, wenn man die Länge der folgenden von deutschen Blättern veröffentlichten Karrierenliste bedenkt: Maurer Läßbring — Polizeipräsident in Königsberg; Buchdrucker Scheidemann — Reichskanzler, Oberbürgermeister in Kassel; Maurer Bauer — Reichskanzler des Deutschen Reiches; Steindrucker Braun — Ministerpräsident von Preußen; Reifender Müller — Reichskanzler des Deutschen Reiches; Schlosser Sebering — Innenminister des Deutschen Reiches; Schmied Hörning — Oberpräsident der Provinz Sachsen; Maler Reinert — Oberbürgermeister in Hannover; Bauarbeiter Vogt — Polizeipräsident in Breslau; Feifeur Hammer — Landrat in Bielefeld; Former Gebhardt — Landrat in Jerichow; Zimmerer

Rille — Landrat in Gronau; Schlosser Boff — Landrat des Kreises Hohenstein; Feilenhauer König — Regierungspräsident in Arnberg; Eisendreher Schulz — Ernährungsminister in Holstein; Lithograph Bartels — Regierungspräsident in Frankfurt a. d. Oder; Eisendreher Kürbis — Oberpräsident in Schleswig-Holstein; Eisendreher Gröblich — Staatsminister in Thüringen; Holzarbeiter Noske — Oberpräsident von Hannover; Maschinenflosser Wiffel — Reichsminister; Klaviermacher Schmidt — Reichsminister und Vizekanzler; Angestellter Sölmann — Reichsminister; Schuster Simon — bayerischer Handelsminister; Schlosser Bülow — Landrat in Ettlin; Tischler Fleißner — Staatsminister in Sachsen; Schriftfeger Gerlach — Landesrat in Düsseldorf; Drechsler Keil — württembergischer Arbeitsminister; Schlosser Ruhn — Amtshauptmann in Chemnitz; Handlungsgehilfe Lipinski — Staatsminister in Sachsen; Schriftfeger Lobe — Reichstagspräsident; Wirt Geis — badischer Staatsminister; Müller Kemmele — badischer Staatsminister; Tapezierer Schirmer — Amtshauptmann in Freital; Mechaniker Schlick — Reichsarbeitsminister; Köpfer Schmidt — Amtshauptmann in Meissen; Handlungsgehilfe Stelling — Ministerpräsident; Goldschläger Stücken — Reichskommissar; Dreher Ulrich — hessischer Staatspräsident; Metallarbeiter Unterleitner — bayerischer Minister; Eisendreher Zwoße — Regierungsrat in Nürnberg; Gärtner Witte — Landesrat in Wiesbaden.

Die Wurzeln der chinesischen Wirtschaftskrise.

Aus einem Artikel von Rose Lebrand in „The Far Eastern Review“, Shanghai.

China ist reich an natürlichen Hilfsquellen, an Arbeitskraft, an Ackerland, an Flüssen und Strömen für Bewässerungszwecke. Und doch ist es in wirtschaftlicher Hinsicht das ärmste Land der Welt.

Die Ursache der Armut der ackerbautreibenden Bevölkerung Chinas ist erstens in den veralteten Anbaumethoden zu suchen. Um sich zu einer großen industriellen und handelsbetreibenden Nation zu entwickeln, ist es unumgänglich notwendig, daß China sich die moderne amerikanische und europäische Agrartechnik zu eigen macht. Der alte Aberglaube muß ausgerottet werden, und an Stelle der Gebete um Regen muß die Anwendung wissenschaftlicher Grundzüge treten.

Die Ursache der Armut auf dem Lande ist zweitens in der Verwüstung der Provinzen Schantung, Schili, Honan und Schansi zu suchen. Diese an und für sich fruchtbaren Gebiete scheiden heute infolge ihrer ständigen militärischen Besetzung als Lebensmittelproduzenten aus.

Sie liegt drittens in der unrationellen Bewirtschaftung des Bodens mit menschlicher Arbeitskraft statt mit Maschinen. Was China braucht, sind wissenschaftlich ausgebildete Agronomen und mehr landwirtschaftliche Hochschulen mit Fortbildungskursen für Landwirte.

Sie liegt viertens in dem unzureichenden Ausbau des Eisenbahnnetzes, wodurch der Lebensmitteltransport aus den Überschußgebieten in die Hungersnotgebiete, ebenso wie der Export, erschwert wird.

Sie liegt fünftens in dem Anbau von Mohn für die Opiumpgewinnung auf einstmals fruchtbarem Weizenacker. Durch diese gierige Raufgimpflanze, die seine Nährkraft erschöpft, wird der Boden in kurzer Zeit für die Nahrungsmittelproduktion unbrauchbar.

Sie liegt sechstens in der Überbevölkerung, die in gewissen Distrikten pro Quadratkilometer größer als irgendwo sonst auf der Welt ist.

Chinas gesamter anbaufähiger Grund und Boden wird auf etwa 49,7 Mill. Hektar geschätzt. Die Anzahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten beträgt insgesamt etwa 340 Millionen, so daß auf den einzelnen durchschnittlich etwa 14½ Akr ankommen. Durch Bebauung heute brachliegenden Bodens könnte das Ackerland auf insgesamt 270 Mill. Hektar gesteigert werden.

Das Elend und die Existenzverhältnisse der Massen, die diese völlig unzureichenden landwirtschaftlichen Betriebe bevölkern, sind unvorstellbar.

Überall in China stößt man auf Bauern, die in schmutzigen, erbärmlichen Hütten wohnen, welche zum Schutz gegen plündernde Banditen und zügellose Soldateska zu Dörfern zusammengefaßt sind. Der das Dorf unmittelbar umgebende Grund und Boden wird immer intensiver bearbeitet, während das entferntere liegende Weideland wahllos und unrationell abgegrast wird. Die Grundbesitzer selber arbeiten so gut wie gar nicht. Die Bestellung des Aekers bleibt den unwissenden, notleidenden Pächtern überlassen. Maschinelle Geräte sind unbekannt. Pflügen, Säen und Ernten werden häufig allein von Menschenhand besorgt.

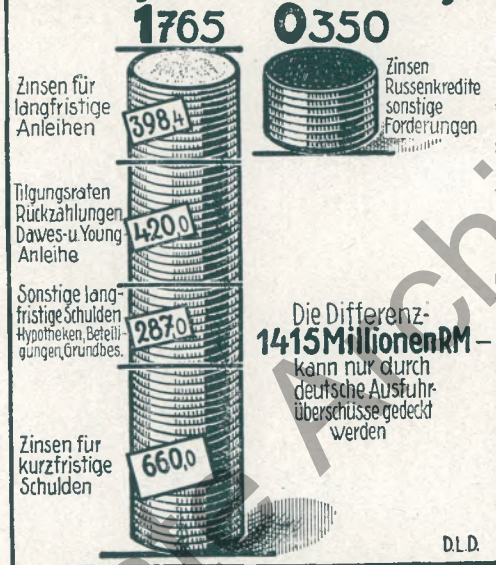
In einigen der dichtbesiedeltesten und fortgeschrittensten Provinzen Chinas verfügt ungefähr die Hälfte der Pächter über weniger als drei Räume pro Familie, obwohl die Familie aus 2 bis 12 Mitgliedern besteht.

In Nordchina halten die Bauern im Winter gewissermaßen einen Winterschlaf; sie leben von unausdenkbar dürftiger Kost und sind dadurch im Frühjahr derartig abgezehrt und geschwächt, daß sie auf Wochen hinaus keine Landarbeit leisten können. Ihre Mahlzeiten enthalten kein Fleisch, keine Eier, keine Fische; der Kaloriengehalt ist gerade ausreichend, um sie am Leben zu erhalten. Diese Bauern stehen so unmittelbar am Rande des Hungertodes, daß in ihren Gehirnen kein Raum für etwas anderes als den Gedanken an die nächste Mahlzeit bleibt. Sie sind vollständig passive Staatsbürger und bilden nicht nur als unwissende, leichtgläubige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, sondern auch als Er-

Deutschlands Schuldenbilanz 1932

Zinslast und Zinseinnahmen (ohne Reparationszahlungen)
Nach dem Baseler Bericht in Millionen RM

Laufende
Zahlungen **Forderungen**



Was Deutschland 1932 zur Deckung seiner laufenden Auslandsverpflichtungen aufbringen muß.

Der Basler Bericht veröffentlicht in der Anlage II den Bericht des Unterausschusses für Statistik über Verzinsung und Tilgung der deutschen Auslandsverschuldung. Dieser Ausschuss stellte zunächst fest, daß die von der deutschen Delegation zur Verfügung gestellten Schätzungen über die Verschuldung mit großer Sorgfalt aufgestellt worden seien, und kommt schließlich nach Nachprüfung aller Unterlagen zu dem Ergebnis, daß voraussichtlich Deutschland an Zinsen und Tilgungsraten 1,6 bis 1,85 Milliarden Reichsmark aufbringen muß. Ein anderer Unterausschuss untersuchte, wieviel Auslandsguthaben von deutschen Gläubigern im Ausland sind. Für diese Guthaben wurde eine Zinseinnahme für 1932 von 300 bis 400 Millionen RM. geschätzt. Somit bleibt die Tatsache, daß Deutschland trotz sinkender Ausfuhr etwa 1,4 Milliarden RM. Ausfuhrüberschuß erzielen muß, um seinen laufenden privaten Verpflichtungen nachzukommen. Dazu würden unter Umständen diejenigen Summen kommen, die nach dem Stillhalte-Abkommen zur Rückzahlung der kurzfristigen Kredite fällig werden. Daß es dann unmöglich ist, noch Reparationen zu bezahlen, dürfte man wohl auch außerhalb Deutschlands nicht mehr bezweifeln können.

zeuger zahlreicher Nachkommenschaft, die die Bevölkerungsfrage immer schwieriger gestaltet, die Ursache für den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Landes.

Obwohl China jährlich 30 bis 40 Millionen Tonnen Reis produziert, reicht diese Menge für die Ernährung der Bevölkerung nicht aus, und es müssen weitere große Reismengen eingeführt werden. Viel brachliegendes Land könnte in Kultur genommen und dadurch Reis in genügender Menge erzeugt werden, um den Inlandsbedarf zu decken.

Das Hauptprodukt Chinas ist die Seide, die sich ausgezeichnet seinen klimatischen Verhältnissen und seiner Bodenbeschaffenheit anpaßt. Millionen von Seidenkokons werden im Rohzustand nach fremden Ländern ausgeführt, um dort nach der Überwinterung der Seidenmanufaktur zu dienen. Die meisten Seidenkokons werden von Zentralchina geliefert.

In keinem anderen Land der Welt wird die Seidenraupenzucht so eingehend wie im heutigen China studiert. Aber die engen Wohnverhältnisse der Pächter führen dazu, daß die Seidenraupen oft in Räumen aufgezogen werden, die zugleich als menschliche Wohn- und Schlafräume dienen, und daher neigen die Raupen, trotz gesunder Abstammung, wegen der verdorbenen Luft zu Krankheit und Degeneration. Durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden würde die Qualität der Kokons verbessert und ihre Produktion vermehrt werden, ohne daß es notwendig wäre, die heutige Anbaufläche für Maulbeerbäume zu erweitern.

Ein weiteres wichtiges Produkt Chinas ist die Sojabohne. Die heute dem Bohnenanbau dienende Fläche ist im Verhältnis zu den Entwicklungsmöglichkeiten, die sich dieser Industrie bieten, noch gering. Der Bohnenanbau wird vermutlich wesentlich dazu beitragen, den chinesischen Bauer und seine verarmte Familie aus dem Abgrund des Elends und der Unwissenheit emporzubringen.

Technische Gedenktage.



Heinrich Lanz

1. 2. 1885. Todestag von Sidney Gilchrist Thomas, des Erfinders des nach ihm benannten Stahlherstellungsverfahrens. Als Gerichtsschreiber machte er in seiner freien Zeit chemische Studien. Als er von seinem Lehrer eines Tages den Ausspruch hörte, daß derjenige sein Glück machen werde, der den Phosphor beim Bessemerverfahren entfernen könne, ließ ihn dieser Gedanke nicht mehr los. Im Bessemerkonverter konnte nämlich nur phosphorfreies Roheisen in Stahl umgewandelt werden. Mit Hilfe seines Vaters Gilchrist der Hüttenchemiker war, kam er zu einer basischen Aufbereitung der Konverter. Er schützte seine Erfindung durch weitverbreitete Patente. Für Deutschland hatte die Erfindung von Thomas insofern ganz besondere Bedeutung, als es gelang, mit ihr die durch den Krieg von 1870/71 erhaltenen lothringischen phosphorhaltigen Eisenerze in größtem Umfange nutzbar zu machen.
1. 2. 1905 starb in Mannheim Heinrich Lanz. Nach seiner kaufmännischen Lehre trat er in das Handelsgeschäft seines Vaters ein, dem er eine Abteilung für landwirtschaftliche Maschinen angliederte, die er aus England und Amerika bezog. Bald erkannte Lanz die Notwendigkeit der Angliederung einer Reparaturwerkstätte. Auf Grund seiner durch den Verkehr mit landwirtschaftlichen Kreisen erworbenen Kenntnisse der Bedürfnisse der Landwirtschaft kam Lanz zu der Erkenntnis, daß es richtiger sei, die Maschinen im Lande selbst zu bauen. 1867 errichtete er eine Fabrik, die zunächst Handdreschmaschinen, Wöpel und Futtererschneidemaschinen herstellte. Durch Erweiterung seines Erzeugungsplanes baute er später auch Separatoren, Dampfdreschmaschinen und Lokomobilen. So erweiterte er nach und nach sein Unternehmen, das seine Erzeugnisse in die ganze Welt versandte. (Vgl. vorstehendes Bildnis.)
11. 2. 1888 starb zu Louisville (Kentucky) der Hüttenmann William Kelly. Von ihm wird behauptet, daß er das von Henry Bessemer erfundene Stahlherstellungsverfahren schon sieben oder acht Jahre vor diesem ausgeführt habe. Im Jahre 1924 erschien ein umfangreiches Buch über diesen Erfinder. Die Angaben in diesem Buche gründen sich jedoch auf Mitteilungen der Familie Kelly und machen auf den objektiven Leser keinen guten Eindruck. Übrigens hat Bessemer im Jahre 1866 selbst noch die Angriffe der Amerikaner zurückgewiesen. Die Kelly-Anhänger behaupten in neuerer Zeit sogar, Bessemer habe das Verfahren in Amerika bei Kelly gestohlen. (Vgl. Das Werk 6, 1926, Nr. 3, S. 108/112.)
13. 2. 1905 starb Antoine Alphonse Chassepot. Als Angestellter der Waffenfabrik St. Thomas in Paris, in der er vorher Arbeiter gewesen war, baute er das Modell eines Hinterladergewehrs. Dieses, später nach dem Vorbild des Zündnadelgewehrs verbessert,

wurde im Jahre 1866 in die französische Armee eingeführt. Durch diese Bewaffnung waren die Franzosen im Kriege 1870/71 den Deutschen insofern überlegen, als das Chassepot-Gewehr eine größere Tragweite hatte als das deutsche Zündnadelgewehr.

17. 2. 1785 wurde zu Dijon Louis Marie Henri Navier geboren. 1802 bezog Navier die Ecole polytechnique, trat 1804 in die Ecole des Ponts et Chaussées ein und erwarb sich 1808 den Grad eines Ingenieurs für Straßen- und Brückenbau. 1819 wurde er Professor der Mechanik an der Ecole des Ponts et Chaussées und 1830 an der Ecole Royale polytechnique. Navier ist als der Begründer der heutigen wissenschaftlichen Elastizitätslehre und der Bau-mechanik anzusehen. Besonders hervorragend sind seine Leistungen auf dem Gebiet der Hängebrücken, der Theorie des Erddruckes, der Gewölbe, der Hydrodynamik und der theoretischen Maschinenlehre. 1834 wurde er zum Inspecteur divisionnaire des Ponts et Chaussées ernannt, starb jedoch bereits zwei Jahre später zu Paris.
18. 2. 1858 wurde in Wegleben bei Halberstadt Wilhelm Schmidt geboren. Er kam zu einem Schlossermeister in die Lehre und begab sich später auf die Wanderschaft. In Dresden fand er im Verkehr mit Ingenieuren Gelegenheit, seine technischen Kenntnisse zu verbessern. Nachdem er noch einige Jahre in Maschinenfabriken gearbeitet hatte, ließ er sich in Kassel-Wilhelmshöhe als Zibilingenieur nieder. In der Erkenntnis, daß die volle Dampfausnutzung erst bei Temperaturen über 300° erreicht würde, wandte er sich der Anwendung des hochüberhitzten Dampfes für die Dampfmaschine zu. 1892 trat er mit seiner Heißdampfmaschine an die Öffentlichkeit, die er in den nächsten Jahren noch wesentlich verbessern konnte, und deren Prinzip er Ende der 90er Jahre auch auf den Lokomotivbau übertrug. Seine Erfindungen hatte er durch weitgehende Patente geschützt und wertete diese selbst aus. Auch in Amerika gründete er ein Zweigunternehmen zur Verbreitung seiner amerikanischen Patente.
21. 2. 1888 verschied in Providence George Henry Corliss. Seine Schulbildung war mangelhaft. Im Alter von 21 Jahren übernahm er einen Kramladen. Später verband er sich mit Barstow und Nightingale und gründete eine Maschinenfabrik. Bald setzten seine Verbesserungen an der Dampfmaschine ein, über die er im Jahre 1849 die ersten Patente anmelden konnte, die letzten Endes darin gipfelten, die Steuerung der Dampfmaschine zu verbessern. Jahrelang hat Corliss um die Einführung seiner Neuerungen kämpfen müssen, aber dann setzten sich seine Gedanken doch sehr schnell durch. So war beispielsweise in Europa, nachdem auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 die ersten Corliss-Maschinen gezeigt worden waren, die Verbreitung seiner Erfindung außerordentlich schnell vor sich gegangen. 1876 zeigte Corliss auf der Ausstellung in Philadelphia bereits eine Maschine von 1400 PS, die damals mit Recht die allgemeine Bewunderung erregte.
22. 2. 1812. Todestag von Carl Friedrich Bückling. Minister Heintz, der große Bergmann, sorgte für seine Ausbildung insofern, als er Bückling einmal veranlaßte, vom Bauwesen zum Berg- und Hüttenfach überzugehen und die Bergakademie zu Freiberg zu besuchen, und zum anderen ihn nach Beendigung seiner Studien auf eine Reise nach Frankreich, England und Skandinavien schickte. In England lernte Bückling die Wattsche Dampfmaschine kennen. Nach seiner Rückkehr baute er in Berlin mit zwei Mechanikern das Modell dieser Maschine und erhielt daraufhin den Auftrag, die erste derartige Maschine im Mansfeldischen zu errichten. Nach anfänglichen Schwierigkeiten gelang es ihm mit Hilfe eines englischen Maschinenmeisters diese zu beheben. Um das Maschinenwesen und seine Ausbildung in Preußen hat sich Bückling große Verdienste erworben. Er baute nicht nur Kraftmaschinen, sondern auch Arbeitsmaschinen, wie Bohr- und Drehwerke, und verbesserte die Einrichtungen der Salinen. 1790 wurde ihm die Oberleitung über das Maschinenwesen in Preußen übertragen.
26. 2. 1908 starb zu Lüneburg G. D. A. Ritter. Zunächst Seemann, studierte er später Maschinenbau in Hannover, war in verschiedenen Stellungen praktisch tätig, studierte dann in Göttingen, promovierte daselbst und legte die Gymnasiallehrerprüfung ab. Nur kurze Zeit im Lehrfach tätig, ging er bald wieder zur Praxis über und war in Rom und Neapel tätig. 1856 erhielt er einen Ruf an die Technische Hochschule Hannover und lehrte dort Maschinenbau und Elementarmechanik und später höhere Mechanik. Daneben war er literarisch tätig. 1863 veröffentlichte er die „Elementare Theorie und Berechnung eiserner Dach- und Brückenkonstruktionen“, die sechs Auflagen erlebte, und 1865 sein „Lehrbuch der technischen Mechanik“, das es sogar auf acht Auflagen brachte. Bei Eröffnung der Technischen Hochschule zu Aachen übernahm Ritter im Jahre 1870 den dortigen Lehrstuhl für Ingenieurmechanik. 29 Jahre lang entfaltete Ritter in Aachen eine äußerst fruchtbare Tätigkeit als Lehrer. Jahade.

Aus eigener Kraft.

Die beiden Egestorffs.

Zur 130. Wiederkehr des Geburtstages von Georg Egestorff.

Im Dorfe Lohnde bei Seelze in der Nähe von Hannover wurde dem dort ansässigen, in dürftigen Verhältnissen lebenden Fischer Egestorff im Jahre 1772 ein Sohn geboren, der in der Laufe den Namen Johann erhielt. Der Schulunterricht in der damaligen Zeit war mehr als mangelhaft, und so ist es kein Wunder, daß der junge Egestorff, dessen Eltern die Mittel zur Bestreitung eines privaten Unterrichts nicht besaßen, nur sehr wenig von den Elementarfächern, wie Rechnen, Lesen und Schreiben, mitbekam, und daß er sich später mit Mühe die Schriftzeichen zusammensuchen mußte, die er zu seiner Namensunterschrift brauchte. Für das Rechnen hatte er eine natürliche Veranlagung, die ihn wenigstens über die größten Lücken seines Wissens auf diesem Gebiete hinweghalf.

Johann Egestorff wurde Böttcher und war später bei einem Böttchermeister in Hannover tätig, der mit einem Kalkbrenner namens Stückenbrock in Linden vor Hannover ein Vertragsverhältnis hatte, wonach er dem Kalkbrenner die zum Versand des gebrannten Kalkes notwendigen Tonnen liefern und verschließen mußte. Dieses letztere Geschäft übertrug der Böttchermeister dem jungen Egestorff, so daß dieser Gelegenheit hatte, durch seine häufige Anwesenheit in der Kalkbrennerei den ganzen Betrieb nach und nach kennenzulernen. Als Stückenbrock sich infolge Absatzmangels gezwungen sah, seine Kalkbrennerei stillzulegen, übernahm Egestorff diesen Betrieb auf eigene Rechnung, da er die Schwächen in der Stückenbrockschen Geschäftsführung erkannt hatte und die berechtigte Hoffnung hegte, durch seine natürliche Begabung zur Organisation und durch Fleiß die Kalkbrennerei gewinnbringend betreiben zu können.

Tatsächlich nahm das Geschäft in kurzer Zeit eine verhältnismäßig große Ausdehnung an; auch gestalteten sich Egestorffs Geldverhältnisse mit der Zeit besser. Um sein Unternehmen mit billigem Brennstoff zu versehen, erwarb er im Jahre 1807 das Recht, die Kohlenflöße des Deisters, eines niedrigen Gebirgszuges in der Nähe von Hannover, auszuwerten. Sehr bald lieferten seine Kohlenruben, über den eigentlichen Bedarf der Kalkbrennerei hinausgehend, auch noch Kohlen für den freien Handel. Die große Ausbeute an Kohle brachte Egestorff weiter auf den Gedanken, die reichen Tonlager im Leinetal zum Ziegelbrennen zu verwenden. Er gliederte also seiner Kalkbrennerei eine Ziegelei an und konnte nun die Bauunternehmer mit den wichtigsten Rohstoffen aus einer Hand beliefern.

Am 7. Februar 1802 wurde Johann Egestorff ein Sohn geboren, den er Georg nannte. Als dieser sechzehn Jahre alt geworden war, trat er in das väterliche Geschäft ein. Auch Georgs Schulbildung war nur mittelmäßig gewesen. Auch er hatte, wie sein Vater, das Böttcherhandwerk gelernt. Georgs Aufgabe war es nun, seines Vaters Betrieb zu organisieren, die kaufmännische Korrespondenz zu übernehmen und eine ordentliche Buchführung anzulegen — eine Aufgabe, von der Georg kaum eine Ahnung hatte. Aber bei seinem außerordentlichen Fleiß und seiner zähen Ausdauer gelang es Georg, den bis dahin so sehr vernachlässigten kaufmännischen Teil des Geschäfts in geordnete Bahnen zu lenken und dadurch eine größere Sicherheit in die ganze Geschäftsführung zu bringen. Hand in Hand mit seinem Vater baute er das Unternehmen aus: die Zahl der Kalköfen stieg auf 24, die in fünf verschiedenen Betrieben brannten; die Ziegelherstellung wurde durch verschiedene Werke erweitert, welche insgesamt jährlich 3 bis 3,5 Millionen Ziegel lieferten; der Kohlenbergbau wurde ausgebaut und fand durch die allgemeiner werdende Verwendung der Kohle als Brennstoff guten Absatz; durch Angliederung eines ausgedehnten Handels mit Holz schafften sich die Egestorffs tatsächlich auf dem Baumaterialienmarkt eine Monopolstellung; endlich wurde eine Zuckerraffinerie angelegt, die die in sie gesetzten Hoffnungen restlos erfüllte.

Als alleinige Schöpfung Georg Egestorffs, zu Lebzeiten seines Vaters, ist die Saline „Egestorffs Hall“ anzusehen, die nach anfänglichen Schwierigkeiten sich endlich doch durchsetzen konnte und jährlich etwa 300 000 Zentner Speisesalz lieferte. Als Johann Egestorff im Jahre 1834 starb, ging das weitverzweigte Geschäft auf Georg über. In klarer Erkenntnis der Bedeutung der Dampfkraft für Gewerbe und Industrie — nicht



Georg Egestorff.

zuletzt für seine eigenen Unternehmungen — schritt er im Jahre 1835 zur Gründung einer Eisengießerei und Maschinenfabrik. Im nächsten Jahre konnte bereits die erste Dampfmaschine das Werk verlassen. Aber noch war die Bedeutung der Dampfmaschine nicht in alle die Kreise gedrungen, die daraus Nutzen ziehen konnten. Und so gestaltete sich die Lage der Maschinenfabrik in den ersten Jahren ihres Bestehens gar nicht günstig. Es ist nur der zähen Ausdauer Georg Egestorffs und seinem Glauben an die Zukunft dieses Unternehmens zu danken, daß er das Werk trotz der schlechten Wirtschaftslage damals hielt und es noch ausbaute und verbesserte.

Schon anfangs der vierziger Jahre hatte er sich mit dem Gedanken des Lokomotivbaues beschäftigt. 1845 erweiterte er seine Maschinenfabrik und richtete sie auch für die Herstellung von Lokomotiven ein. Am 15. Juni 1846 konnte die erste Lokomotive Egestorffs anlässlich der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Lehrte-Hildesheim in Dienst gestellt werden. Von sonstigen Unternehmungen seien noch genannt eine chemische Fabrik in Linden zur Herstellung von Soda, Schwefelsäure, Chlorkalk usw. (1856), eine Ultramarinfabrik in Limmer und eine Zündhütchenfabrik in Linden (beide 1856).

Durch den Besitz eines Bergwerkes und durch die Verbindung desselben mit anderen Unternehmungen hatte Georg Egestorff schon damals eine Unternehmungsform gefunden, die an die heutigen Wirtschaftsformen erinnert. Seine Bedeutung für die gesamte Industrie Hannovers ist überragend; er war der größte und erfolgreichste Industrielle dieses Wirtschaftsgebietes. Als er am 27. Mai 1868 starb, ging er von uns als eine jener markanten Persönlichkeiten, die mit kühnem Wagemut die großindustrielle Entwicklung Deutschlands vorbereiteten und die Grundlagen bauten, auf der sich das Gebäude des heutigen deutschen Wirtschaftslebens erhebt.

[Literatur: A. Uffenbrenner, Die Tätigkeit und die Bedeutung der beiden Egestorffs Hanomag-Nachrichten, Beilage, 8 (1921), Seite 105/109; A. Nachtreb: Georg Egestorff, Beitrag zur Geschichte der Technik und Industrie 11 (1921), Seite 197/206.]

Wir senden kostenlos

ein Probeheft unserer Zeitschrift an jede angegebene Anschrift.

Denken Sie nach,

wer in Ihrem Bekanntenkreise sich für „Das Werk“ interessiert, und teilen Sie uns auf einer Postkarte seine Anschrift mit.

Schriftleitung „Das Werk“, Düsseldorf, Breite Straße 69

Der Nussknocker

Abc-Rätsel.

(Reichsgebrauchsmusterschutz angemeldet.)

a	b	c	d	e	f	g	h	k	l
1				5					10
	2	3	4		6		8	9	
						7			
m	n	o	q	r	s	t	v	w	z
11				15			18	19	20
	12	13	14		16	17			

- a Landschaft in Bayern (ä = ä) m Schweres Verbrechen.
 b Verwandte. n Nebenfluß des Rheins.
 c Historischer Ort am Rhein. o Heftiger Windsturm.
 d Großer Fluß in Europa. q Rauch.
 e Hirschart. r Ankerplatz.
 f Fortbewegung in der Luft. s Italienische Münze.
 g Gewicht. t Römischer Kaiser.
 h Griechische Göttin. v Bekannter Filmschauspieler.
 k Großer Lärm. w Teil des Weines.
 l Komponist. z Verschönerung.

Die erratenen Wörter aus vorstehenden Bedeutungen sind der Reihe nach so in die vorgezeichnete Figur einzutragen, daß in jedes Karree senkrecht untereinander je ein Buchstabe zu stehen kommt.

Die Endbuchstaben der erratenen Wörter ergeben, der Reihe nach gelesen, ein bekanntes Sprichwort (h am Ende ein Buchstabe).

Aus den mit Zahlen versehenen Feldern ergeben sich folgende Bedeutungen:

- 19, 3, 2, 17, 8, 9, 5, 20, 15, 4 Kleinstes Erdteil.
 12, 18, 8, 14, 13, 1, 15, 2 Held der griechischen Sage.
 7, 6, 2, 2, 11, 16, 10, 4, 10 Italienischer Staatsmann.
 7, 14, 20 Bonnemonat.

Überzeugung.

Ich lasse diesmal keinen Einszwei gelten,
 So fest wie eine Zwei steht mein Entschluß:
 Drei muß ich sein, und solltet Ihr auch scheitern,
 Ich tu' was einszweidrei und was ich muß!

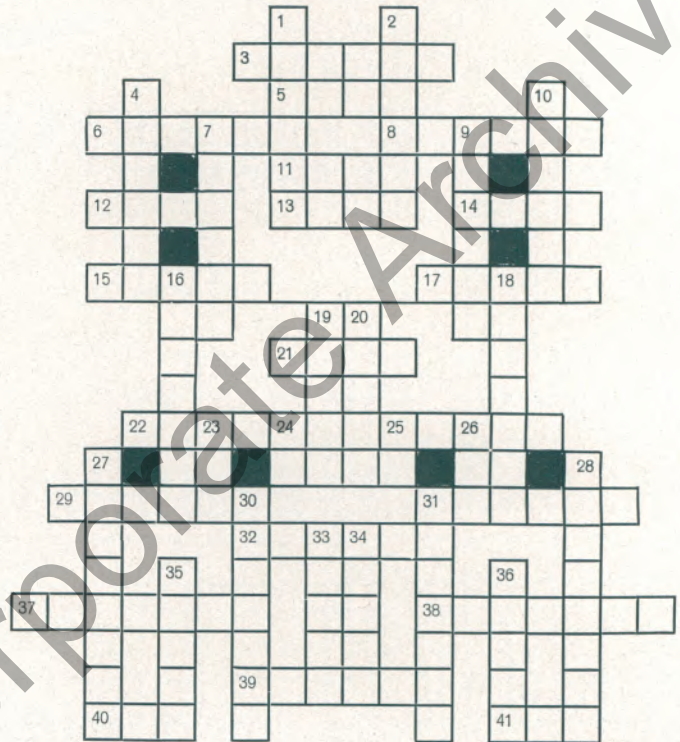
Bindeworte:

Die Anfangsbuchstaben der waagerechten Wörter, in der folgenden Reihenfolge gelesen, ergeben:

- 7 4 20 6 13 21 5 Männlicher Vorname.
 9 24 1 Rupperbergwerk in Serbien.
 2 11 14 18 16 Flachland.
 22 19 Flächenmaß.
 15 12 10 Kurort.
 17 8 3 23 Festlicher Schmuck.

Kreuzworträtsel.

Von H. Blum, Hoerder Hochofenwerk.



Waagerecht: 3. Himmelskörper. 5. Märchengestalt. 6. Wurstart. 8. Schönheitschwärmer. 11. Absage. 12. Körnerfrucht. 13. Wasserpflanze. 14. Papiermaß. 15. Gebirge in Amerika. 17. Gebäudeteil. 21. Reptil. 22. Musikinstrument. 29. Unkraut. 31. Vogel. 32. Bestandteil der Salpetersäure. 37. Anderes Wort für: unter dem Pantoffel. 38. Musikinstrument. 39. Männlicher Vorname. 40. Lebensgemeinschaft. 41. Schiffsseite.

Senkrecht: 1. Weiblicher Vorname. 2. Krongut. 4. Stadt im Elsaß. 7. Delikatesse. 9. Italienische Stadt. 10. Gartenblume. 16. Edelstein. 18. Stadt in Vorderindien. 19. Schimpfname für die deutschen Soldaten während des Krieges. 20. Männlicher Vorname. 23. Titel. 24. Urkraft. 25. Chemische Bezeichnung für Kalzium. 26. Brennstoff. 27. Typenabguß. 28. Vielgenannter Schriftsteller. 30. Von einem fremden Staat eingeschlossener Landesteil. 31. Gestell. 33. Genußmittel. 34. Was man beansprucht. 35. Teil des Hauses. 36. Hunnenkönig.

Gleichung.

(A — s) + (B — n) + (C — a) + (D — m) + (E — t) = X.
 A = Fürwort. B = Griechischer Hirtengott. C = Nebenfluß des Rheins. D = Gestein. E = Teil eines Baumes. X = Feldherr der alten Griechen.

Veränderlich.

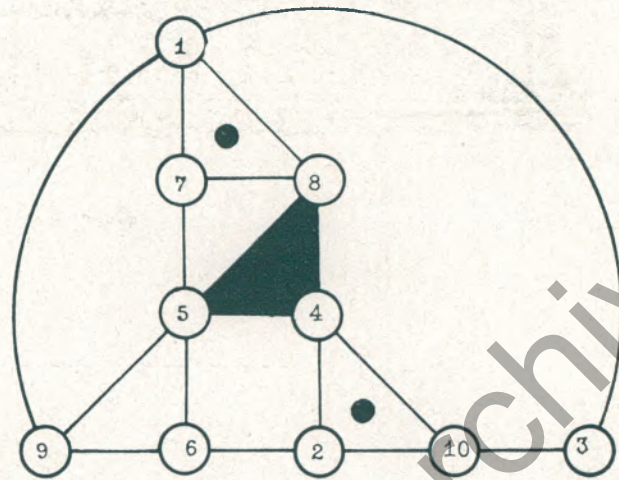
Wort will verstanden sein,
 Verschönt das trübe Leben;
 Füg ihm ein Zeichen ein:
 Sogleich wird's Tränen geben.

Wenn du Wort zweimal klopft,
 Wird es zum Lebensträger, —
 Ein andrer Kopf, so schätzt's
 Die Dame und der Jäger.

Rösselsprung.

au-	bir	fest	schla-	ja-	und	li-
fuß	her	ge	sich	us	ner	er-
faß	ins	an	gen	gen	ju-	sturm
hö-	und	pul-		fel-	preis	kann
die	bein	tem	ber	se-	die	spannt
hand	se	bis	ble-	ne	in	bens
ziel	spiel	wie-	leisch-	straff	seß	seß-

Geometrische Figur.



Lösungen aus dem Januarheft.

Aus Ost und West.

Weichsel, ich, Wesel.

Silbenrätsel.

- | | | |
|-----------------|------------------|------------------|
| 1. Prestissimo. | 10. Bear. | 19. Eufalyptus. |
| 2. Alligator. | 11. Daniel. | 20. Renonce. |
| 3. Lehrer. | 12. Epilepsie. | 21. Striegel. |
| 4. Irene. | 13. Rute. | 22. Ameise. |
| 5. Nuance. | 14. Stuart. | 23. Emmentaler. |
| 6. Alwin. | 15. Aspirin. | 24. Heidelbeere. |
| 7. Stereoskop. | 16. Hefe. | 25. Liebermann. |
| 8. Aluminium. | 17. Lauchhammer. | 26. Elba. |
| 9. Honorar. | 18. Dragoner. | |

Patina Stahl, der Stahl der Stähle,
Beim Einkauf Patina nur wähle.

Tauschworträtsel.

I	1	R	O	S	E	2	E	M	S	3	L	E	N	A		
II	4	M	E	E	R	5	L	O	S	6	N	A	S	E		
III			A	E	E	E	L	M	N	O	R	S	S			
I	7	E	R	D	E	8	A	S	E	9	B	A	L	L		
II	10	D	A	S		11	B	E	E	R	E	12	A	L	L	
III			A	A	B	D	E	E	E	L	L	R	S			
I	13	U	T	E		14	E	N	G	E	L	15	B	A	R	
II	16	E	L	B	A		17	G	E	R		18	N	U	T	E
III			A	B	E	E	E	G	L	N	R	T	U			
I	19	A	L	L	E		20	A	H	R		21	E	P	O	S
II	22	H	A	L	S		23	A	L	E		24	O	P	E	R
III			A	A	E	E	H	L	L	O	P	R	S			

1. Rose. 2. Ems. 3. Lena. 4. Meer. 5. Los. 6. Nase. 7. Erde.
8. Ase. 9. Ball. 10. Das. 11. Beere. 12. All. 13. Alte. 14. Engel.
15. Bar. 16. Elba. 17. Ger. 18. Rute. 19. Alle. 20. Ahr. 21. Epos.
22. Hals. 23. Me. 24. Oper.

„Das Werk“ im Spiegel der deutschen und ausländischen Presse:

..... Die Zeitschrift ist von einer überraschenden Vielseitigkeit. ... Von hohem Wert ist der umfangliche Unterhaltungsteil. Hier wird mit den besten Mitteln der Versuch gemacht, der typischen Magazineliteratur entgegenzutreten und wirklich gute Unterhaltungsliteratur zu bieten. ... Neben den wirtschaftlich-politischen Teil, der, vor allem weil hier maßgebende Persönlichkeiten das Wort ergreifen, jeden Politiker und Wirtschaftsmann interessiert, und den Unterhaltungsteil, der jeden angeht, treten zahllose und ausgezeichnete Abbildungen und Kunstbeigaben, wie wir sie in dieser Qualität nur in wenigen Zeitschriften finden. So kann diese Zeitschrift auch hier allen Deutschen, die den Kontakt mit der alten Heimat aufrecht erhalten wollen, empfohlen werden.

Deutsche La-Plata-Zeitung, Buenos Aires
vom 12. Januar 1932.

..... Man muß in das Land der deutschen Industrie gehen, dorthin, wo die menschliche Arbeit sich am intensivsten äußert und wo sich im Kampfe ums Dasein am stärksten die Sehnsucht nach Erfüllung allgemein menschlicher und völkischer Ideale auswirkt. Dort begegnet man dem neuen deutschen Gesicht, wie es sich auch im Spiegelbild der Monatsschrift der Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft „Das Werk“ aus vielen Einzelzügen deutschen geistigen und wirtschaftlichen Lebens formt. ...

Münchener Neueste Nachrichten
vom 19. Januar 1932.

Die Bolapulierkrommel

enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat eines Jahres einen Spasswörter

Vertauschte Rollen.

„Meine Tochter kann schwimmen und malen, sie hat ihren Autoführerschein und ist eine glänzende Tennisspielerin“, sagte die künftige Schwiegermutter mit prüfendem Blick zu dem Bewerber. „Und was können Sie?“ „Ich kann kochen, ausbessern und bin auch im Großreinemachen erfahrener“, erwidert dieser schüchtern. (Düsseldorfer Nachrichten.)

*

Der Lehrer hat davon gesprochen, daß man sich den Himmel durch dreierlei verdient: durch Glauben, Gebet und gute Werke. Dann fragt er: „Wer kann mir nun einige gute Werke nennen?“

Steht ein Knirps auf und sagt: „Leunawerke, Siemens-Schuckert, J. G. Farben...“

*

Aufsatz einer kleinen Engländerin über den Erbkönig.

Es war spät und ein Reiter trotete den heulenden Wind hindurch. Fast gepreßt hatte er ein Junges, sein Kind. Mein Sohn der Vater sagte, warum hast Du so ein furchtbares Gesicht? Bist Du nicht gut und bequem? O mein Vater sprach der Knabe, sehe das lange, grausame Schwanz von den Erbkönig dort. Ach mein Junges, das ist nur ein Mist. Und leise sagte das Ding mit das Schwanzlein: Komm mit mich, liebes Junges, wir wollen ein großes Spas haben, mit Blumen und Spielen. Und wieder rufte der Knabe: O Vater, der Erbkönig immer säufelt leise. Dummheiten Dinge sagt der Vater, da ist ein wenig von Wind in den Blättern. Und der Erbkönig säufelt: Du bist ein liebes Bube, komm. Und wenn Du nicht kommst, so brauche ich Dich gewaltig. — Ach Vater, die schwarzlichen Dinger haben mir leid getan. Der Vater reitet faster und reicht den Hof mit großes Glend. Aber das Junge hatte bereits getötet sein, und lag geborgen in seine Arme. (Mölnische Illustrierte.)



Erste Ausfahrt.

Zeichnung von Erich Wille.

„Liebe Freunde! Morgen steuere ich zum ersten Male selbst unser Auto! Ich werde so gegen Mittag an Eurem Haus vorbeifahren! Schaut bitte alle aus dem Fenster! Ich hupe! Herzlichste Grüße Eure Martha.“

*

Zeitgemäße Ausrüstung.

Zwei Kaufleute treffen sich auf der Börse. Da sagt der eine zum andern: „Weißt du, was ein Kaufmann heutzutage braucht? Nichts“

weiter als einen Hammer, ein Kaltboot und eine Garage.“

„Wieso?“

„Einen Hammer, um sich durchs Leben zu schlagen, ein Kaltboot, um sich über Wasser zu halten, und eine Garage, um die Zahlungen einzustellen.“ (Reclams Universum.)

*

Zwei Briefe.

„Sehr geehrter Herr Redakteur! Lesen Sie, bitte, das beiliegende Gedicht und schreiben Sie mir so bald als möglich Ihre aufrichtige Meinung darüber, da ich auch andere Eisen im Feuer habe.“

Antwort: „Sehr geehrter Herr! Nehmen Sie das Eisen heraus und tun Sie die Gedichte hinein.“ (Reclams Universum.)

*

Emma geht zum Photographen.

„Ich möchte gern sechs Bilder von mir. Aber nur eine ganz moderne Stellung!“

„Bitte sehr“, sagt der Photograph, „eine Kabinettaufnahme?“

Da wird Emma verlegen.

„Ja, wenn das heute modern ist, dann muß ich mich halt dort aufnehmen lassen!“

(Münchener Illustrierte.)

*

In der Dorfschule herrschte große Aufregung: der Schulrat sollte kommen. Und um ein günstiges Resultat zu erzielen, hatte der Lehrer mit den Kleinsten schon abgemacht, welche Frage jeder bekommen sollte. Die Antworten waren auswendig gelernt, und so funktionierte es denn, als der große Tag heran kam, vortrefflich.

Bis der hohe Herr plötzlich anfang, selbst Fragen zu stellen. Das war außerhalb des Programms. Und als er nun einen zehnjährigen Knirps in der Religions-

prüfung fragte: „Was heißt das: Gott fürchten, mein Kind?“, da erhielt er die wahrheitsgemäße Antwort: „Das weiß ich nicht, Herr Schaulroot. Der, wo Gott fürchtet, fehlt hüt moargen.“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 8 M., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 M., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 M., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.